

*J. G. Neffekoven*

# VERDORAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Die Schlittensfahrt der Könige, von A. C. Müller (mit Illustration von Ludwig Pietisch). — Rococo, von Karl Frenzel. (Fortsetzung). — Der erste Spiegelfabrikant. — Ein Drawing-room-Tag im Buckingham-Palast (mit Illustration). — Kaiserin und Sängerin. Historische Novelle von Luise Mühlbach. (Fortsetzung). — Bunte Ostereier. — Rebus. — Charade. — Aufösungen des Räthfels und Rebus Seite 136. — Correspondenz.



Die Schlittensfahrt der Könige. Zeichnung von Ludwig Pietisch.

R. sc.

### Die Schlittenfahrt der Könige. Skizze vom Wiener Congreß.

Der Wiener Congreß! C'est un tissu politique tout brodé de fêtes, sagte der geistreiche Fürst von Signe und mit diesem Ausspruch hatte er den Congreß treffend bezeichnet.

Der Bälle, Redouten, Feuerwerke, Concerte, theatralischen Darstellungen, lebenden Bilder, Spazierfahrten, Corso's, Schlittenpartien, Carouffels, Déjeuners, Dinners, Soupers und Réunions war kein Ende! Welche Intriguen wurden da gesponnen, welche pikante Abenteuer erzählt und durchlebt, welche Bonmots gesprochen und verbreitet, welche Gerüchte erfunden und geglaubt, wie viele Romane, tragische und heitere, spielten in dieser seltsamen Gesellschaft von Deutschen, Franzosen, Engländern, Russen, Italienern, Schweden, Dänen, Holländern und Spaniern!

Nur eins der vielen Feste will ich mit wenigen Zügen zu zeichnen versuchen, jene große Schlittenfahrt, die mit zu den schönsten Ereignissen des Winters gerechnet werden durfte. Der kaiserliche Hof hatte diese Schlittenfahrt projectirt, aber, mehrere Male angefangen, mußte sie wegen Ungunst der Witterung immer wieder abbestellt werden. Endlich trat nach reichlichem Schneefall energischer Kälte ein.

Seit dem frühen Morgen schon drängte sich am festgesetzten Tage eine bedeutende Menschenmenge auf dem Josephsplatz, der zum Rendez-vous der Schlitten ausersehen war. Die für die Kaiser und die anderen Souveraine bestimmten Schlitten, in Kaleschenform gebaut, waren von verschwenderischer Pracht, die Riffen aus smaragdgrünem Sammet mit goldenen Vorken und Franzen besetzt, und die Kasse in prachtvollem Geschir mit dem kaiserlichen Wappen trugen harmonisch gestimmte silberne Glocken. Aber auch die Schlitten für die anderen Mitglieder des Congresses und der sonst in Wien befindlichen Aristokratie und die des österreichischen Adels wetteiferten an Reichtum und Eleganz mit denen der Fürsten.

Es war zwei Uhr geworden. Die Säle der Kaiserburg hatten sich gefüllt mit der Elite der Gesellschaft, und eine lebhaft Unterhaltung in allen europäischen Sprachen war im Gange. Dort steht Alexander Ppsilanti träumerischen Auges in einer Ecke. Denkt er schon wieder an seine große Lebensaufgabe, die Brandfackel in das ottomanische Reich zu schleudern und den klassischen Boden Griechenlands von der Barbarenherrschaft zu befreien? Die schöne Gräfin Laura von Fuchs stört ihn in seinen Gedanken, sie spricht so allerliebste von dem Prinzen von C., der seit längerer Zeit täglich mit einem Margarethenblümchen im Knopfloch erscheint, und sie weiß den pikanten Grund. Der Prinz liebt die Gräfin K... y und traf sie jüngst im Park; er bot ihr seine Begleitung an, und unterwegs pflückte sie ein Gänjblümchen, indem sie bei jedem Blatte die bekannten Schicksalsfragen that, und das Schicksal antwortete: „über alle Maßen.“ Die Gräfin erröthete, ein Händebdruck, ein Kuß hinter einem Bosquet, und der Gärtner empfing für einen Topf mit Gänjblumen — hundert Gulden. Dicht daneben erzählt die Gräfin Zichy einer Freundin lachend eine Anekdote vom Großfürst Constantin und Ppsilanti. Dieser letztere tanzte nämlich einst eine Polonaise mit der Prinzessin Jeannette Czervinskaja, als sein Offizierhut — er diente in der russischen Armee — sich ein wenig auf dem Kopfe verschob. „Ppsilanti,“ sagt Constantin, der ihn bemerkt, „das ist gegen die Vorschrift.“ Und Ppsilanti schiebt seinen Hut wieder zurecht; aber dieser, etwas zu klein, verschiebt sich abermals, und der Großfürst ruft dem Fürsten zu: „Ppsilanti, ich habe Ihnen gesagt, daß Ihr Hut nicht vorwärtsmäßig sitzt.“ Wieder verbessert der Prinz den Fehler, aber zum dritten Male geräth die Kopfbedeckung in Unordnung, und wieder bemerkt es Constantin. Sofort befiehlt er dem Prinzen, den Ball zu verlassen, und schiebt ihn auf drei Tage in Arrest mit den Worten: „Gehen Sie, um dort zu lernen, wie man seinen Hut nach dem Reglement trägt.“ Die beiden Damen lachen; da treten der berühmte König aller Spieler Mr. Raily und Herr de Bibin zu ihnen, und letzterer theilt das neueste Wort des geistreichen Prinzen von Signe mit: le menuet est une grâce stupide! In einem anderen Kreis ist der preussische Diplomat Wilhelm von Humboldt der Gegenstand des Gesprächs. Der renommierte Maler Jzabey, der das Bild: „der Wiener Congreß“ malen will, hat den Moment für die Darstellung gewählt, wo Metternich den Herzog von Wellington in den Saal einführt. Alle Mitglieder haben ihm dazu gegessen, nur Humboldt weigert sich hartnäckig, selbst dann noch, als die Prinzessin Luise von Radziwill ihn darum ersucht. Jzabey begibt sich zu dem Hartnäckigen, der ihm erwidert: „Sehen Sie mich an und dann gestehen Sie, daß die Natur mein Gesicht zu häßlich gemacht hat, als daß ich mich je entschließen könnte, einen Pfennig für mein Portrait zu zahlen. Nicht wahr, die Natur würde auf meine Kosten gut lachen haben, wenn sie an mir diese thörichte Eitelkeit entdeckte. Sie muß sehen, daß ich den schlechten Streich, den sie mir gespielt hat, recht gut empfinde.“

Der Maler sieht den Minister erstaunt an, läßt sich jedoch nicht abschrecken und entgegnet: „Ich habe nicht daran gedacht, Exzellenz irgend eine Vergütung für die Anbringung Ihres Portraits auf meinem Bilde abzufordern, ich komme nur, um mir die Günst zu erbitten, mir einige Sitzungen zu schenken.“

„Weiter Nichts?“ entgegnete der Staatsmann, „nun, da will ich Ihren Wunsch erfüllen; aber ich kann, wie gesagt, von meinem Grundsatz nicht abgehen, durchaus Nichts für mein häßliches Portrait zu bezahlen.“

Und wirklich sah der Freiherr dem Künstler nun, so oft es dieser begehrte. Als dann später das Ganze vollendet war, fand sich Humboldts Bild als das ähnlichste von allen; dieser sah es und rief: „Ich habe für mein Portrait Nichts bezahlt, deshalb hat sich Jzabey an mir rächen wollen — und hat mich ähnlich gemacht!“

Endlich ertönte das Signal zum Ausbruch, und die erlauchte Gesellschaft flog auf den Platz hinunter, um sich in die Schlitten zu begeben.

Für die regierenden Fürsten war eine bestimmte Ordnung festgesetzt, um allen Rangfreitigkeiten vorzubeugen. Die übrigen Theilnehmer aber ordneten sich, wie es der Zufall gerade fügte. Jeder Herr empfing als Begleiterin diejenige Dame, die ihm durch das Loos zugefallen war, und nicht Jeder war mit seinem Loose zufrieden, denn der Zufall spielt bisweilen wunderbar. Aber eine Appellation gegen das Walten des Schicksals gab es nicht, und man mußte sich fügen; eine Trompetenfanfare erschallte, die Kutscher schlangen die Peitsche, die ungeduldigen Pferde setzten sich in Bewegung, und zahllose Glöckchen begannen ihr reizendes Geläute. Den Zug eröffneten eine Abtheilung Cavallerie und die gut berittenen Hoffouriere. Ihnen folgte ein

ungeheurer, von sechs Pferden gezogener Schlitten mit einem Orchester von Paukenschlägern und Trompetern, und hinter diesen ritt der Oberstallmeister Graf von Trautmannsdorf mit seinen Leuten. Unmittelbar danach eröffneten die Schlitten der Souveraine den eigentlichen Festzug. Im ersten Schlitten fuhr der Kaiser von Oesterreich mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland, im zweiten Kaiser Alexander mit der Prinzessin Auerberg, während der Preußenkönig die reizende Gräfin Julie Zichy führte. Nun folgten der König von Dänemark mit der Großherzogin von Sachsen-Weimar, der Großherzog von Baden mit der Gräfin Lazansky, worauf vierundzwanzig junge Pagen in reichen mittelalterlichen Costümen und eine Escadron der ungarischen Nobelgarde gewissermaßen die erste Abtheilung abschlossen. Die russische Kaiserin war in einen weiten Pelzmantel von grünem Sammet mit Hermelin gefleckt und trug auf dem Haupte eine hutförmige Mütze von derselben Farbe, geschmückt mit einem Busch von Reihersfedern in Diamanten. Auch die übrigen hohen Damen waren gegen die Kälte wohlgeschützt durch Sammet- und Pelzmäntel von den verschiedensten und schönsten Farben, die einen reizenden Anblick gewährten; so ging die Großherzogin von Weimar in Rosa, mit Hermelin besetzt, und Andere wieder trugen sich in Purpur, Violet u. s. w.

Jetzt erschienen die übrigen Schlitten, ihrer dreißig etwa an Zahl, mit der Blüthe der Damenwelt, deren liebliche Gesichter in der frischen Luft und von der Freude des Augenblicks mit hoher Röthe überglänzt waren, und mit den Cavalieren, die ihre schönen Begleiterinnen angenehm zu unterhalten sich bemühten. Und diese Unterhaltung war um so eher möglich, als der Zug, so lange man die Straßen der Stadt passirte, nur im Schritt fuhr. Mit dem Kronprinzen von Württemberg fuhr die schöne Prinzessin von Liechtenstein, mit der Großherzogin von Oldenburg der Erzherzog-Palatin. Die Gräfin Laura von Fuchs, die Königin unter den Schönen, war durchs Loos die Gefährtin des Prinzen Wilhelm von Preußen geworden, und die Gräfin Lubomirska die des Prinzen Leopold von Sicilien, während der Prinz Eugen Beauharnais, der Liebling des russischen Kaisers, mit der Gräfin Apponyi, der Kronprinz von Baiern mit Gräfin Sophie Zichy und Erzherzog Carl mit der Gräfin Esterhazy fuhren, Prinz August von Preußen mit Gräfin Batthiany, Graf Franz Zichy mit Lady Castlereagh, der Herzog von Sachsen-Coburg mit der schönen Rosalie Kzeveruska.

Nun folgte eine Escadron Piqueurs in kaiserlicher Livree, und den ganzen Zug schlossen einige Reserveschlitten und ein großer, sechsspanniger Schlitten mit einer zweiten Musikbande in türkischem Costüm, welche eine kriegerische Musik erschallen ließ.

So bewegte sich der Zug langsam durch die Hauptstraßen und die bedeutendsten Plätze der alten Kaiserstadt, die noch nie ein solches Fest in ihren Mauern gesehen hatte; draußen aber angekommen, ordnete sich der Zug in zwei Reihen, und die Pferde, jetzt endlich ihrem eigenen Willen mehr überlassen, brausten dahin auf der Straße nach Schönbrunn, welches in kurzer Zeit erreicht war.

Die Kaiserin von Oesterreich, der König und die Königin von Baiern und andere hohe Personen, deren schwankende Gesundheit die Kälte fürchten ließ, hatten sich zu Wagen in das Schloß zu Schönbrunn begeben, wo man inzwischen ein herrliches Fest vorbereitet und zahlreiche Einladungen zu demselben ausgegeben hatte, denn die Rückkehr sollte erst am Abend bei Fackelbeleuchtung erfolgen, und zuvor ein glänzendes Banket die Theilnehmer der Schlittenpromenade wieder vereinigen. Außerdem spielten die Schauspieler des Wiener Theaters ein hübsches Stück, la Cendrillon, in deutscher Uebersetzung, und ein Ball folgte der dramatischen Vorstellung.

Ein Bild von überraschender, wunderbarer Pracht bot sich in den Sälen zu Schönbrunn. Die seltensten fremden Pflanzen aus den kaiserlichen Treibhäusern, Myrthen und Drangen in reichster Blüthe schmückten die Treppen, die Flure und den Tanzsaal, eine um so entzückendere Decoration, als sie im angenehmen Gegensatz zu der draußen herrschenden Kälte stand. Nach der Vorstellung des „Aschenbröbchens“ und einiger vorzüglichen Ballets begaben sich die Gäste in diese strahlenden, duftdurchhauchten Salons, um einige Zeit der anmuthigen Göttin Terpsichore zu weihen.

Das Gespräch war außerordentlich lebhaft. Bonmots und Anekdoten drängten sich. Der Graf de Witt versammelte einen Kreis von Damen um sich — und in demselben Augenblick waren er und seine Mutter selbst Gegenstände des Gesprächs bei einer anderen Gruppe. Die alte Gräfin de Witt war nämlich früher außerordentlich schön gewesen und hatte am französischen Hofe dadurch die höchste Aufmerksamkeit erregt, besonders durch ihre Augen, und die arme Frau hatte so viele Complimente über die Schönheit derselben gehört, daß sie in jedem Moment daran dachte und den Begriff „schön“ vom Substantiv „Auge“ nicht mehr zu trennen vermochte. Eines Tages nun redete Marie Antoinette die Gräfin an:

„Was ist Ihnen, Gräfin? Sie scheinen leidend.“  
„Majestät,“ erwidert die Gräfin in aller Unschuld, „ich habe Schmerzen an meinen schönen Augen.“

Die Damen lachten, und die Worte der guten Frau waren unsterblich geworden.

Inzwischen war die Stunde der Rückkehr nach Wien gekommen; eine Trompetenfanfare gab das Signal zum Ausbruch und sprengte die Gruppen und Kreise, die sich gebildet hatten; es war Nacht; die Sterne glänzten am Himmel, und man mußte daran denken, zur Ruhe zu kommen. Die Diener traten herzu und reichten ihren Gebietern die Mäntel, die Damen schlüpfen in die warmen Umhüllungen, und unter Fackelbeleuchtung trat man den Weg nach dem Schloßhofe an, um die Schlitten zu erreichen, die dort, in zwei langen Reihen aufgestellt, ihre Inhaber erwarteten. Dieselbe Ordnung, wie am Morgen, dieselben Paare, alle lebhaft animirt, heiter, lachend, plaudernd und scherzend, alle Reiter, die den Zug begleiteten, mit brennenden Fackeln, die ihr rothes Licht weithin über die weiße Decke des Schnees warfen und alle Gegenstände in unsicherer Beleuchtung zeigten. Die kriegerischen Klänge der Musik erschallten, die Pferde zogen an, und der phantastische Zug brauste dahin, wie ein Komet mit langem, feurigem Schweif, durch die stille Nacht, bis er ferner und ferner am Horizonte sichtbar endlich in der Stadt verschwand und erlosch.

Am folgenden Tage machte der Kaiser von Oesterreich den Schlitten, den Alexander von Rußland benutzte hatte, diesem zum Geschenk, und der Czar ließ ihn, sorgfältig verpackt, nach Petersburg bringen.

Das ganze glänzende Fest, das doch nur einen Tag unter so vielen Tagen der Freude und des Vergnügens ausfüllte, hatte die Kleinigkeit von dreihunderttausend Gulden gekostet! Einige Tage

später wurde die Partie noch einmal gemacht, doch ging die Fahrt diesmal nur bis zum Prater und erlitt eine eigenartige, unheimliche Störung auf dem Rückwege, die den schnellsten Contract zu dem Jubel des Tages bildete. Aus einer Gasse nahe der Stephanskirche trat plötzlich, als eben die schauerlichste lauteste Fröhlichkeit hingab, und die Diener ein lustiges Jägerstück bliesen, welches die fackelbesetzte Nacht durchtönte, eine Leichenprocesion hervor.

Ehrfurcht vor den Todten! Die gekrönten Herrscher Welt, die blühenden Königinnen der Schönheit, die übermühten Cavaliere — sie machten Halt im Angesichte des Todes, und heilige Stille deckte die Straße, bis die Procesion langsam feierlich im ragenden Stephansdome verschwand.

Nur wenige Wochen später hatte der corthische Löwe groß sein Gefängniß zerbrochen und von Elba kommend den Reichthum Frankreichs mit den Worten betreten: Der Congreß ist angefangen. Zu den Jubel des Balles beim Fürsten Metternich fiel wie Donner Schlag die Nachricht von der Landung Napoleons zu Genes, die Tausende von Kerzen schienen mit einem Schlag erlöschen, der Tanz wurde unterbrochen — „er ist in Frankreich!“ war das Schreckenswort, welches die Musik zum Schweigen brachte.

Dr. A. C. Müller

[2097]

### Mococo.

Von Karl Franzl.

#### II.

In den glänzenden Gemächern der Marquise von Montmarcel war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt: des Vergnügens voll, in guten und schlechten Scherzreden sich ergebend, die Cognacgläser in der Hand und das Lachen auf den Lippen. Ein Geist und Anmuth wußte die Dame des Hauses Alles zu belustigen, jedem Gaste eine Freundlichkeit zu sagen und ihn in das geliebte Treiben mit fortzuziehen. Es war nicht leicht, ihr zu widerstehen und eigenförmig seinen Gedanken nachzugehen: unmerklich fühlte man sich umgarnt. Daß der Vicomte von Montjoye einsam in einer Fensternische stand, wo ihn ein lang hinfallender Vorhang noch überdies halb verbarg, und theilnahlos Herren und Damen vorüberstreifen, plaudern und flüstern ließ, konnte nur aus einer Unachtsamkeit der Marquise geschähe, die annehmen mochte, daß ein junger Mann im Kreise der Damen sich schon selbst Unterhaltung verschaffen würde. Dem richtete sie verstoßen mehr als einen Blick nach jener Ecke, und so oft Marcel eine Bewegung machte, grüßte und ein Wort mit dem Einen oder dem Anderen wechselte, begegnete sein Auge stets ihrem Blick.

Da er aber nur Wenige kannte, geschah dies selten und das Augenpiel der Marquise hatte nichts Auffälliges. Und selbst belästigte es. Widerstrebend war er hierher gekommen, seine Stimmung paßte nicht zu einem heitern Feste. Die Fröhlichkeit und eine geheime Furcht vor der vornehmen Dame hatten seinen Entschluß bestimmt. Föhllich hatte sein anmuthiges Liebesabenteuer eine schwermüthige und düstere Färbung erhalten. Es war wie ein Gewitter, das sich drohend über die lachenden Frühlinglandschaft zusammenzieht. Je weniger Marcel bisher in seinem Leben Schreckliches und Schmerzlich-fahres, je unbekannter ihm die Verwickelungen des Geschicks waren — ihm, der in einfachen, streng geordneten Verhältnissen in einer Art Waldesamkeit aufgewachsen — um so tiefer rührte ihn die Wendung, die sein Abenteuer genommen. Neben glaubte er das spöttische Gelächter zu hören, das ihn vor einigen Tagen zum ersten Mal erschreckt. Er mochte sich selbst für Thorheit wegen schelten, der Spott kam nicht von Herzen, einem seltsamen Lichte erchien ihm die Geliebte. Ein Mal war aus Liebe zu ihr gestorben; stehend noch hatte er sie Treulosigkeit angeklagt. Mußte es darum nicht eine Zeit geben haben, wo sie ihn geliebt hatte? Eifersucht gegen den Todten erfaßte ihn; seine aufgeregte Phantasie zauberte ihm ein Bild Francois Lamberts vor — was Wunder, daß er es so leidenschaftlich gegenüber zu sehen glaubte? Sein Wesen, so gleichmäßig, wurde unruhig und unstät; während er sich harmlos vertraut, beobachtete er jetzt die Geliebte voll Argwohn und Mißmuth. Aus der Idylle drohte ein tragisches Verhängniß zu werden.

Die Gesellschaft hatte sich hier- und dorthin in die Gemächer verstreut: einige der Jüngeren tanzten, Andere saßen am Spieltische. Von der allgemeinen Bewegung mit ergriffen, ließ auch Marcel seinen Platz verlassen und war einige Male auf und niedergegangen. Am Ende der Zimmerreihe öffnete sich ein kleines, halbrundes, dämmernd vom Licht einer Ampel erleuchtetes Gemach; nur gedämpft drang das Geräusch der Musik, der der Gäste herein: hier setzte sich Marcel nieder und träumte weiter.

Nicht lange: aufblickend sah er eine Dame sich gegenübersetzen, es war die Marquise. Sie stand in der geöffneten Thür, zwischen dem Saal und dem Gemache, das Gesicht ihm zugekehrt.

„Schlummern Sie, Endymion?“ fragte sie lachend. „Ist es erlaubt, Sie zu wecken? Im Ernst, Marcel, Sie machen mir Kummer. Absichtlich ziehen Sie sich von Ihren Freunden zurück!“

Er hatte sich erhoben. „Von meinen Freunden? Ach, Marquise, ich habe keine.“

„Das klingt wenig schmeichelhaft für mich, für den Marquisen „Vergebung,“ stotterte Marcel. „Ich wollte Sie nicht kenne. Mir ist hier noch Alles so ungewohnt, so fremdartig, habe noch keine häßliche Sitte gelernt.“

Die Marquise drohte mit dem Finger. „So entgehen Sie mir nicht. Seit Wochen haben Sie sich in meinem Hause verborgen — nun, ich könnte beinahe Ihre Mutter sein, ich habe Nachricht mit Ihrer Jugend. Aber der Graf von Montmarcel hat geschrieben“ ...

„Mein Vater!“

„Auch ihn haben Sie ohne Nachricht gelassen, einen jahre, zu allerlei Grillen geneigten Mann! Nicht wahr, ist nicht schön? Und wodurch haben wir diese Vernachlässigung verdient?“

Marcel's Verlegenheit der schönen Frau gegenüber, die sanft und doch so eindringlich zu ihm sprach, stieg höher und höher; mit niedergebundenen Augen stand er vor ihr, er sah an seinen Manschetten, sein Gesicht nahm einen so komischen Ausdruck der Bitte und der Zerknirschung zugleich an, daß

Marquise ihn mit ihrem Fächer leise auf die Finger schlug und fortfuhr: „Allen Sündern sei vergeben! Und damit Ihre Reue eine dauernde sei, sollen Sie erfahren, wie gute Fremde Sie besitzen, gute, unheimliche! Das Hauptmannspatent in der königlichen Garde, das Sie wünschten, ich habe es für Sie erwirkt.“

Der Comte wußte nicht, wie ihm geschah. Sollte er sich der Marquise zu Füßen werfen? Hatte er ihr nicht den Verdacht abzubitten, den er gegen sie gehegt? Sie hatte für ihn gehandelt, sie war seinen Bitten zuvorgekommen. Wenn sie ihn liebte, wie die eifersüchtige Marie behauptete, er hatte doch gewiß kein Recht, ihr daraus einen Vorwurf zu machen. Den Ort vergehend, wo er war, bedeckte er ihre Hand mit Küßen. Die Marquise duldete einen Augenblick diesen Ausdruck seiner Freude, dann zog sie ihre Hand zurück. Mit zärtlichem Wohlwollen weikten indeß ihre dunklen Augen noch auf ihm: sie hatte ein feines Gesicht mit regelmässigen Zügen, das unter der Schminke, in dem Glanz der Kerzen den rosigten Schimmer erster Jugendblüthe lag; auch ohne die leicht begreifliche Bekleidung, in der Marcel sie jetzt sah, war sie eine glänzende, verführerische Erscheinung. Der kalte, boshafte Zug, der sonst um ihren Mund spielte, war ganz in dem Ausdruck offener und rüchhaltsloser Freundschaft verschwunden.

„Wodurch hab' ich mir so viel Guld verdient!“ rief darüber Marcel, „wie soll ich Ihnen danken, Frau Marquise!“

Der klugen Frau mochte in Rücksicht auf die Beobachter ein längeres Geflüster mit dem jungen Mann bedenklich erscheinen, sie nahm seinen Arm und ließ sich von ihm in den Saal zurückführen.

„Wie Sie mir danken sollen?“ sagte sie halb laut. „Durch Aufrichtigkeit, durch Gehorsam, Marcel!“

„Stellen Sie mich auf die Probe, Frau Marquise.“

Es war, als suche sie sein Inneres zu durchdringen und seine Geheimnisse zu ergründen, so prüfend betrachtete sie ihn. „Nachher, Marcel!“ — meinte sie dann — „nachher!“

Zudem lachte es hinter ihnen: so durchdringend, so unheimlich, wie in dem Gemache der Schauspielerin.

Befremdet und betroffen sah sich Marcel um, er hatte den Arm der Marquise losgelassen.

Ein schmächtiger, sehr gepukter, noch jugendlicher Cavalier stand hinter ihm.

„Verzeihung, Frau Marquise,“ sagte er, „beinahe wäre ich über Ihr Kleid gestolpert.“

Seine Stimme mißfiel Marcel ebenso wie sein gefenstertes Wesen; er runzelte die Stirn und betrachtete ihn mit unfreundlichem, fast herausforderndem Blick, der zu fragen schien: galt Dein Lachen etwa mir?

Die Marquise mochte eine Erörterung zwischen den beiden jungen Männern bedenklich: der Eine stand trotzig an ihrer Seite, und seine Hand umfaßte den Griff seines Degens, der Andere wiegte sich übermüthig auf den Absätzen seiner Schuhe hin und her, noch immer mit lachendem Munde.

„Darf man fragen, Herr Chevalier,“ fing sie an, „was Ihre Laune so unbändig reizt?“

„Nimmer, Frau Marquise, wenn der Zeiger der Uhr die zehnte Abendstunde weist, fällt mir mein armer Vetter François Lambert ein.“

„François Lambert!“ rief Marcel.

Der Stutzer maß den Fremden, der ihn so fest zu unterbrechen wagte, von Kopf zu Füßen, daß die Marquise sich beeilte, die jungen Männer mit einander bekannt zu machen.

„Der Herr Comte Marcel de Montjoye! Der Herr Chevalier de Lambert!“

Während die Herren sich gegenseitig verneigten, doch mit einer Miene und Haltung, als ob sie sich auf einem Fehthplatz und nicht in einem Tanzsaal befänden, wurde die Marquise von einer Dame ihnen entführt.

„Sie tragen einen sehr schönen und stolzen Namen, Herr Comte,“ sagte der Chevalier. „Die Montjoye's sind ein altes und ein tapferes Geschlecht; ich freue mich, Sie begrüßen zu dürfen.“ Das Alles in einem Ton, als ob er fortfahren wollte: „Und hoffe, daß Sie mir Genugthuung nicht verweigern werden.“

Diese Fortsetzung schnitt ihm Marcel durch höfliche Entgegnung ab: „Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar für Ihre gute Meinung von den Montjoye's, ich erwiedere sie vollkommen in Rücksicht auf die Lamberts, und Sie werden darum meinen Ausruf, als Sie Ihres Veters erwähnten.“

„Ah! Sie kannten den armen Schelm? Ich sage, armer Schelm, weil er todt ist.“

„Ich kannte ihn nicht, aber da ich erfahren, daß er vor einigen Tagen, gerade um die zehnte Stunde des Abends gestorben ist.“

„Gerade um die zehnte Stunde! Mit einem heiseren, gelenden Lachen! Sie sind genau unterrichtet, Herr Comte.“

„So wunderte mich Ihre Heiterkeit, Herr Chevalier, bei einem Vorfall, der doch ganz andere Empfindungen erregen sollte.“

„Erlauben Sie mir die Bemerkung, Herr Comte — eine solche Einmischung in meine Verhältnisse, Vetter! Sie sind doch nicht mein Beichtvater! Aber Sie nehmen einen so großen Antheil an meinem Vetter.“

„Den größten!“

„Ist er Ihr Schuldner geblieben? Oder hat er einen Ehrenhandel mit Ihnen auszufechten vergessen?“

„Vielleicht das letzte!“ sagte hitzig Marcel, dem die Empörung über die spottende Weise des Chevaliers das Blut schneller durch die Adern trieb.

„Das ändert die Sache. Herr Comte, ich bin der Unvergleichliche meines Veters. Allein hier ist kein geeigneter Ort, dergleichen Dinge zu erörtern. Verschlägt es Ihnen Nichts, so suchen wir die Einsamkeit auf.“

„Wie Sie wünschen, Herr Chevalier!“

In einem der Nebenzimmer hatten sie bald einen leeren Tisch gefunden: vor Lauschen konnten sie sicher sein. Das hohe Spiel, das in dem anstößenden Gemach gespielt wurde, beschäftigte die Gäste, die Einen als Theilnehmer, die Anderen als Zuschauer, ausschließlich. Der Chevalier schien mit den Gewohnheiten des Hauses bekannt zu sein; auf seinen Wink setzte der Diener eine Krystallflasche mit rothem Wein auf den Tisch vor ihnen nieder.

„So,“ meinte der Chevalier einseitig, „hier können wir ungehindert plaudern und am Ende berathen: wo, wann und wie wir uns am besten die Häse brechen. Auf Ihr Wohl, Herr Comte!“

„Auf das Ihrige!“

„Und nun wünschen Sie zu erfahren, warum mich der Gedanke an das Hinscheiden meines Veters in die heiterste Laune

versetzt? Einfach, weil er mich zum lachenden Erben gemacht hat. Lachend aus drei Gründen: er war ein reicher Geizhals und hat mir sein Geld gelassen; er soll eine sehr schöne Geliebte gehabt haben und hat mir wenigstens ihren Namen und ihr Medaillonbild vererbt.“

„Ihr Bild!“

„Nach einander, mein Herr, oder wir sitzen noch um Mitternacht hier. Drittens, er hat mir einen Ehrenhandel mit einem der besten Degen Frankreichs vermacht.“

„O, Herr Chevalier!“

„Herr Comte!“

Gegenseitige Verneigung — dann fuhr Lambert fort. „Punkt Eins: das Geld. Der jüngere Bruder meines Vaters beging die Thorheit — so nannte es mein Großvater — die Tochter eines Wechslers zu heirathen und in sein Geschäft einzutreten. Die Folge davon war, daß er täglich reicher wurde, während in unserm verfallenen Schloß täglich die Armut wuchs. Mein Vetter studirte ein wenig und kaufte sich eine Rathsstelle beim Pariser Parlament. In diesem Amt hat er sich der Frau Marquise von Noailles gefällig und nützlich bei einigen Processen erwiesen. Von mir hielt er nicht viel, aber er wollte mich auch nicht ganz sinken lassen. Es war doch immer eine Ehre für ihn, Arm in Arm mit dem Chevalier de Lambert über die Straße zu gehen. Zuletzt verliebte er sich in eine Schauspielerin, die ihn an der Nase herumführte.“

„Mein Herr!“

„Gewiß, er war ein Narr, und ich verdanke es der Dame nicht, daß sie ihn so behandelte. Ich bin erst seit kurzem aus meiner Garnison nach Paris zurückgekehrt.“

„Sie haben den letzten Feldzug mitgemacht?“

„Ja, mein Herr Comte, ich war bei Fontenoy.“

„Es ist mir eine große Ehre!“

Ueber den Tisch hin schüttelten sich die jungen Männer die Hände.

„Bei meiner Rückkehr,“ sprach der Chevalier weiter, „sah ich den Vetter halb verrückt. Bei meiner Ehre, aus unerwiderter Liebe halb verrückt. Es ist eine bürgerliche Krankheit, unerwiderter Liebe! Und er ist denn auch daran gestorben. Ich versichere Sie, mir würde das nicht geschehen. Ihr Glas, Comte, und Ihnen auch nicht!“

Marcel wurde im raschen Wechsel blutroth und leichenblaß, sein Herz krampte sich zusammen, sein Kopf schwindelte. Für ihn hatten alle diese leichtfertigen Redensarten etwas zugleich Verlezendes und Schreckliches. War es möglich, in solchem Tone über die Liebe, über Marie Gausin zu sprechen? Am liebsten hätte er auf der Stelle mit dem frechen Manne seine Klinge gekreuzt. Aber auf der anderen Seite drängte es ihn, mehr von dem Verhältniß des Todten zu Marie zu erfahren.

„Kommen wir rasch zu dem zweiten Punkt,“ rief er und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. „Zu der Geliebten Ihres Veters!“

„Et!“ machte der Chevalier und legte den Zeigefinger an die Stirn. „Ich errathe! Das also ist's! Ich hätte es gleich merken können. Welch' einen Streit hätte mein Vetter mit einem Comte von Montjoye auch auszufechten gehabt, wenn nicht den um ein Weib!“

„Nun denn?“

„Ja, was verlangen Sie noch? Mademoiselle Gausin hat Sie vorgezogen: ich hätte es ebenso gemacht. Mein Vetter mag noch so böse darüber sein, Wahrheit ist man auch den Todten schuldig.“

„Ihr Vetter war ein eitler, eingebildeter Thor ohne Scham, der noch auf dem Sterbebett die Ehre eines Mädchens anzu tasten wagte! der mit einer Liebe prahlte, die ihm nie zu theil geworden!“

„Phantast! Feuerkopf!“ lachte der Chevalier. „O schöne Jugend, die noch an die Tugend der Schauspielerinnen glaubt!“

„Ich werde es Ihnen beweisen, daß.“

„Zunächst ziehe ich es vor, mich selbst von der Schönheit und Treue der Mademoiselle Gausin zu überzeugen. Ein Liebhaber ist immer Partei; ich aber bin dagegen gesetzt. Für mich handelt es sich hier um einen Auftrag meines Veters, ich bin Nichts, als sein Testamentsvollstrecker. Sehen Sie her, mein Herr Comte — und er zog ein kleines, in Gold eingefasstes Pastellbild aus der Tasche seines Rockes und hielt es ihm hin: „Marie Gausin! Sie soll wohl getroffen sein.“

„Dies Bild.“

„Mein Vetter erhielt es von der Dame.“

„Bei Ihrem Leben! Her damit! Es ist eine schändliche Lüge, die Sie da aussprechen!“

„Dho!“

Beide waren aufgesprungen. Der feurige Wein, den sie in hastigen Zügen getrunken, mochte die Gemüther noch mehr erhitzen, und es war zweifelhaft, ob die Achtung vor der Gesellschaft sie noch länger in den Schranken einer gewissen Mäßigung halten würde.

Zudem entstand um die Spieltische eine Bewegung. Diese erhoben sich, um Jenen Platz zu machen. Dabei legte auch die Marquise ihre Karten nieder, und in dem Gedränge geschah es, daß sie in das Gemach flüchtete, in dem die jungen Männer sich mit funkelnden Augen, zwei Kampfhähnen gleich, bedrohten.

Die Marquise hatte ihre Hand auf Marcel's Schulter gelegt; sie sah noch den Goldrand des Bildes blitzen, das der Chevalier eilig wieder in seine Tasche zu verbergen suchte, und ahnte den Zusammenhang der ganzen Scene. Doch bezwang sie ihre Unruhe und sagte: „Ich hoffe nicht, daß auch die Herren sich schon zum Aufbruch rüsten. Wir haben heute gar Nichts von Ihrem Witz genossen, Herr Chevalier.“

„Mein Witz dankt ab, wenn er Ihnen begegnet, Frau Marquise:“ um eine Antwort war Lambert nie verlegen. „Die Bewunderung schließt ihm den lofen Mund.“

„Was für schlimme Geschichten werden Sie meinem jungen Verwandten erzählt haben!“ entgegnete sie.

„Nicht doch, Frau Marquise, wir haben ein philosophisches Gespräch über die Geheimnisse des Daseins geführt.“

Marcel brannte der Boden unter den Füßen, er wollte auf Lambert zu stürzen und ihn vor den Augen der Marquise zur Rechenschaft fordern, aber er fühlte sich wie von unsichtbaren Banden gefesselt. War es die leichte, zarte Hand, die noch immer auf seiner Schulter lag?

Der Chevalier hatte der Dame eine tiefe Verneigung gemacht, und während die Marquise ihr Gesicht flüsternd zu Marcel herabzog: „Was ist denn geschehen?“ war er im Gewühl der Gäste verschwunden.

Marcel gab eine verwirrte Antwort, er verwünschte die

zudringliche Freundschaft der schönen Frau, die nicht von seiner Seite wich und ihn hinderte, seinem Gegner zu folgen. Niemals hatte er die Zwiespältigkeit unseres Wesens lebhafter empfunden, als in dieser Stunde. Er ging eine Weile, dann nahm er neben der Marquise auf einem Sopha Platz. Auf ihre Fragen gab er einseitig und ausweichend Bescheid, zuweilen sah er sie lächeln, wie über seine Thorheit. Und während er dies Alles erlebte, schien sein Geist wie seinem Körper entrückt, an einem anderen Orte zu weilen. In Mariens Zimmer; sie saß in ihrem Lehnsstuhl, das Feuer flackerte lustig im Kamin. Da lachte es, boshaft, unheimlich. Sie eilte an das Fenster und öffnete es. Unten steht der Chevalier und fordert Einlaß. Das Alles spielte sich deutlich, leibhaftig vor ihm ab. Was war Wirklichkeit, was Traum? Und wenn der freche Spötter Recht behielt? Wenn die Liebe und Treue einer jungen und schönen Schauspielerin in der That nur eine holde Einbildung seiner Jugend waren? Dazwischen hörte er das Geräusch der Gäste, die sich zu entfernen angingen, die verklingenden Töne der Musik.

„Sie träumen, Marcel,“ sagte jetzt die Marquise. „Und weder von hohen kriegerischen Ehren, noch von mir!“

„Ach, Frau Marquise, beklagen Sie mich! Ich komme mir wie ein Spielball in der Gewalt heimtückischer Mächte vor. Wie verworren ist das Leben! Dies Paris, dieser Chevalier. Mein Herz ist zerrissen.“

„Sie sind ein Kind, Marcel! Ein Kind, das an einem Abgrund wandelt. Vergessen Sie nicht, was Sie mir vorhin gelobt, Treue und Gehorsam. Vermeiden Sie diese Marie Gausin, die Ihre Unerfahrenheit benützt.“

Marie Gausin vermeiden, aufgeben? Er wollte Etwas erwidern, da hatte ihn die Marquise verlassen.

Lachte es nicht wieder hinter ihm? [2601]

(Fortsetzung folgt.)

**Der erste Spiegelfabrikant.**  
Eine russische Sage.

Obgleich die Spiegel schon seit den ältesten Zeiten in Egypten bekannt waren, von den Juden selbst bei ihrem Zug durch die Wüste nicht als unnützes Gepäck zurückgelassen wurden und, wie Homer uns schildert, sogar auf dem Toilettentisch der Juno nicht fehlten, verlegt das russische Volk die Erfindung derselben doch erst in christliche Zeit und erzählt darüber folgende Sage.

Ein Einsiedler, der in der Wildniß ganz und gar seinem Seelenheil lebte und immer nur die heilige Schrift las, begann bei der Stelle: „Bittet, so wird euch gegeben werden“ die Wahrheit dieser Worte zu bezweifeln. Da er zu experimenten wünschte, ob ihm Alles, um was er bäte, gegeben werden würde, ging er zu einem Czar und bat, er möchte ihm seine Tochter zur Frau geben.

Der Czar, sehr erstaunt über ein solches Ansuchen, sprach mit seiner Tochter darüber, und diese, nicht weniger verwundert, als ihr Vater, antwortete: „So wie das etwas Außerordentliches ist, so muß der Eremit, wenn er mich zur Frau haben will, seinerseits auch etwas Außerordentliches thun. Laß ihn z. B. als Geschenk für mich irgend ein Ding bringen, in dem ich mich selbst immer ganz sehen kann.“

Es gab nämlich damals noch keine Spiegel. Als der Einsiedler dies hörte, ging er fort, um ein solches Ding, wie es die Czarentochter verlangte, zu suchen.

In einem Walde kam er an eine Einsiedelei, welche Niemand bewohnte. Er ging hinein, setzte sich ein wenig, um zu ruhen, und hörte mit einem Male Jemand schwer seufzen. Auf seine Frage erfolgte die Antwort:

„O, ehrbarer Einsiedler, der du Mitleid hast mit meiner Leiden, siehe, ich bin schon mehrere Jahre hier in der Wasserkanne eingeschlossen, vom Eremiten, der einst hier gewohnt. Befreie mich aus meinem Kerker, und ich diene dir mit Allem, was du nur wünschst.“

Der Einsiedler freute sich sehr über diesen günstigen Zufall und trug dem unsichtbaren Gefangenen sogleich vor, was die Tochter des Czaren als Geschenk von ihm zu erhalten wünsche.

Der eingeschlossene, welcher Niemand anders war, als der Teufel, gelobte, ihm ein solches Ding zu verschaffen. Da nahm der Einsiedler das Kreuz von der Wasserkanne weg und ließ den Gefangenen heraus.

Der Teufel brachte ihm nach kurzer Zeit einen Spiegel. Der Einsiedler nahm das Ding in die Hand, wunderte sich sehr, als er sein Bild darin erblickte, und trug den Spiegel zum Czaren, indem er diesem zugleich erklärte, daß er der Heirath entsage, weil er um Vergebung der schweren Sünde beten wolle, an der heiligen Schrift gezeuget zu haben.

Da nun der Teufel den Spiegel gegeben, so sehen die Raskolnik oder Anhänger der von der orthodoxen Kirche ausgeschiedenen Sekte niemals hinein, und in keinem der von ihnen bewohnten Häuser wird man einen Spiegel finden, ausgenommen bei den mehr weltlichen Raskolniken, die sich von der eigentlichen Sekte getrennt haben.

[2603] v. K. M.

**Ein Drawing-room-Tag im Buckingham-Palast.**

Im Palaste von St. James, ausnahmsweise auch im Buckingham-Palast, hält die Königin von England die sogenannten Levees und Drawing-rooms. Bei ersteren werden nur die Herren, bei letzteren vornehmlich Damen vorgestellt. Britische Unterthanen erlangen durch diese Vorstelllung das Recht, sich von dem britischen Gesandten an jedem fremden Hofe präsentiren lassen zu dürfen.

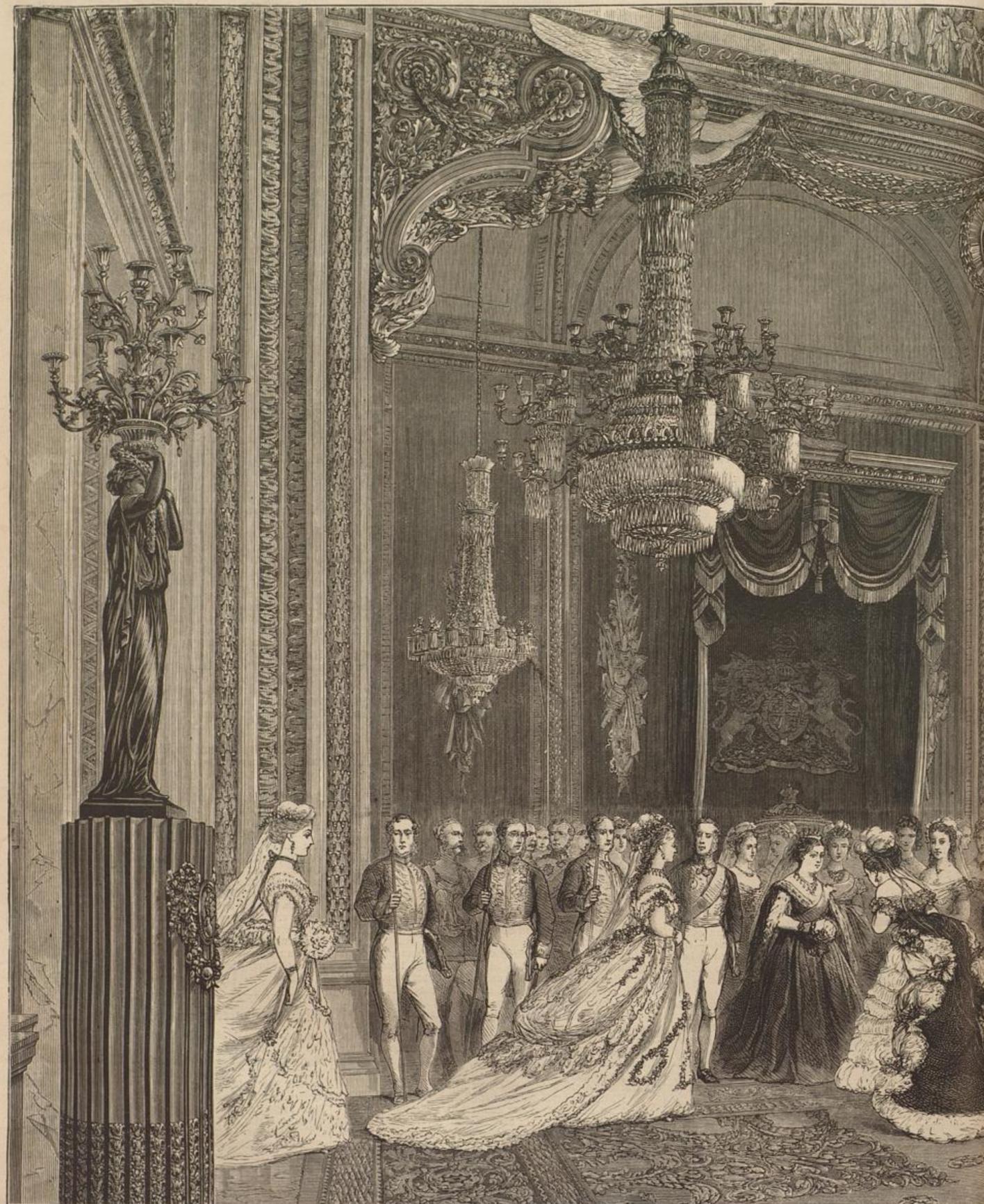
Unser Bild schildert das Drawing-room (Cour-Saal) im Buckingham-Palast an einem Empfangstag. Dieser Palast (ursprünglich ein 1703 vom Herzog von Buckingham erbautes Haus, das 1761 von Georg III. erworben und unter Georg IV. umgestaltet wurde) dient der Königin Victoria seit 1837 als Residenz. 1851 wurde er unter Blou's Leitung vergrößert. So ist die ganze von St. James' Park aus sichtbare östliche Fagade im neuere enthalt mehrere sehenswürdige Räume, namentlich aber eine werthvolle Gemäldegalerie\*. Das grüne Drawing-room (im ersten Stock) ist 50 Fuß lang, 32 Fuß hoch.

\* Man sehe das vortreffliche „Reisehandbuch für London, England und Schottland von E. G. Ravenstein.“ (Hilburghausen, bibliographisches Institut. 1870.)

Die Empfangssäle der britischen Majestät öffnen sich mit Beginn der Saison.  
 In früheren Zeiten gab es verhältnismäßig nur Wenige, die es für nötig hielten, ihre Töchter am Königshofe zu präsentieren. Die Landbesitzer reisten selten nach der Stadt. Einer-

und mehr, und wir glauben, gerade die Frauen und Töchter wären jetzt am wenigsten damit einverstanden, wenn der Herr Gemahl allein nach der Residenz reisen wollte.  
 Abgesehen von dem Landadel, stellen auch die Städte in der Provinz eine große Zahl solcher, die sich reich und wichtig genug

fabelhaften Freien vermietet werden und doch nie leer stehen, am besten die ungeheuren Reichthümer darthun, welche dorthin sich ergießen. Wer aber reich geworden ist und dadurch sich in der Gesellschaft eine „Position“ gemacht hat, will gewöhnlich auch in der Politik eine Rolle spielen und strebt nach einem Sitz im



Ein Drawing-room im Buckingham-Palast.

seits fühlten sie sich zu stolz zum Höfling, andererseits kamen sie, die in der Grafschaft allmächtig waren, und noch mehr ihre Frauen und Töchter sich im großen London wie Fremde vor. Heutzutage, wo die den Verkehr besüßelnden Eisenbahnen das ganze Land durchziehen, acclimatistirt sich der Junter in London mehr

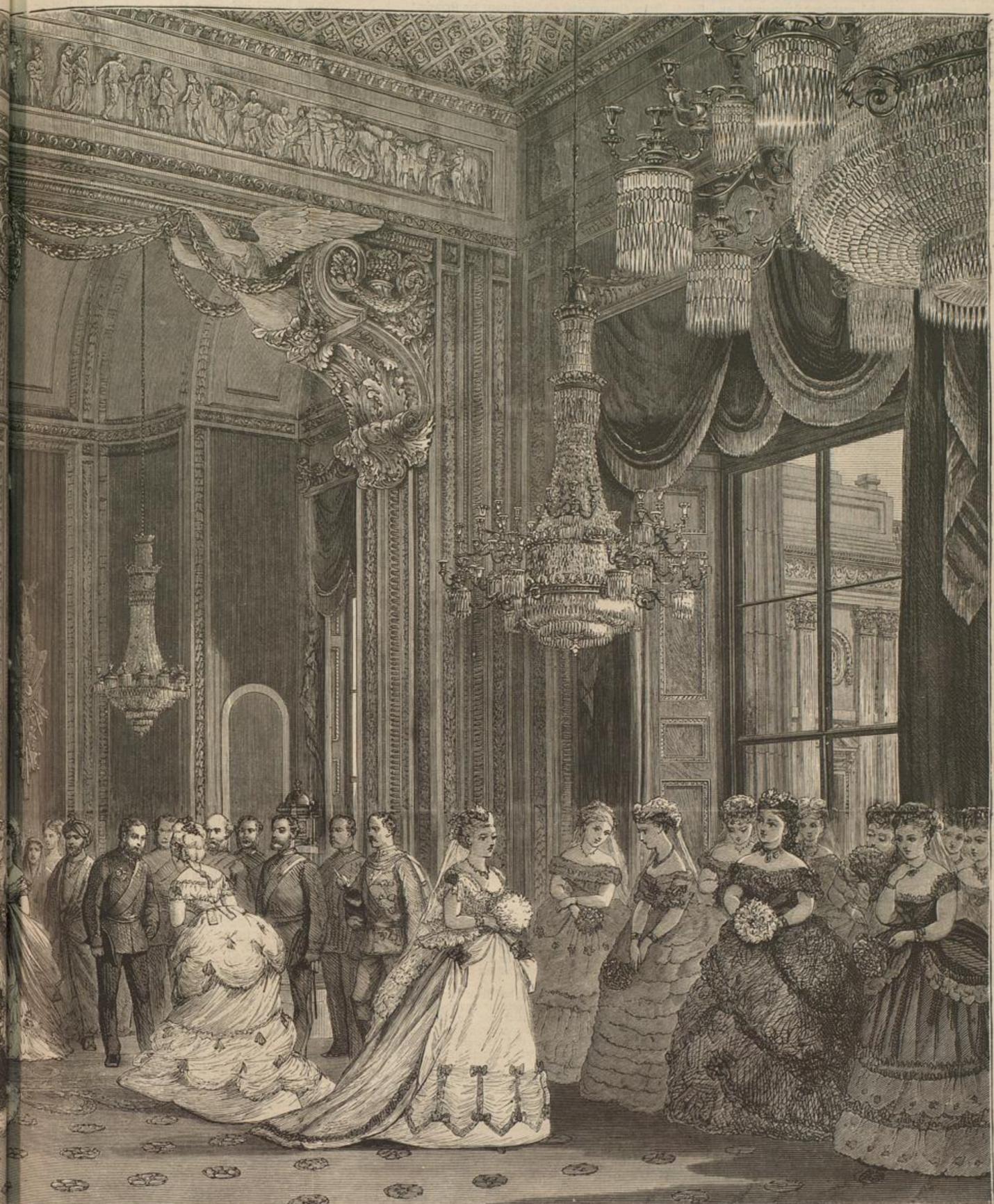
danken, um zum Hofe von St. James in Beziehung zu treten, um so mehr, wenn sie ein öffentliches Amt verwalteten oder gar in der Regierung der Provinz sizen.  
 Natürlich stellt auch London selbst genug solcher Männer und Familien, London, wo die Unzahl von Palästen, welche zu

Parlament. Frau und Tochter sind nicht die letzten Mittelpersonen dahin, man braucht sie nur erst bei Hofe präsentirt zu haben. Daher gegenwärtig der übermäßige Andrang zu und in den königlichen Drawing-rooms.  
 Glücklicher Weise gibt es außer Ihrer Majestät noch andere

Mitglieder der königlichen Familie, welche sich der angreifenden Aufgabe des Empfangs unterziehen können. Ein großer Uebelstand sind die unzureichenden Räumlichkeiten des St. James-Palastes, wo (wie gesagt) Drawing-rooms und Levees gewöhnlich abgehalten werden.

gnügen, so prächtig gekleidet, eine schöne Blume in herrlichem Garten zu sein, an einem Feste theil zu nehmen, bei welchem der Flor des Landes sich entfaltet, und endlich huldvoll empfangen zu werden von der ersten Frau des Königreiches. Ein solcher Triumph ist es wohl werth, daß man am helllichten Tage in

durch das Nieshals noch anrecht erhalten, vor Majestät mit geknitterter Feder selbst wie eine geknickte Feder anlangt. Eine „Debutantin“ erträgt das Alles; es ist ihre erste Präsentation, das Vorspiel ihres Erscheinens in der großen Welt, wo sie, wenn auch noch in einiger Abhängigkeit von ihren chaperones, keiner



Abgesehen davon, daß die Menge der Präsentirenden und „Debutantinnen“ schon für den Raum zu groß ist, so sind auch noch die Begleiterinnen der letzteren zu zählen. Denn die vorstellende Lady ist nicht immer die Begleiterin.  
 Für eine junge Dame ist es gewöhnlich ein himmlisches Ver-

einem solchen Costüm erscheint, eine, zwei Stunden lang in der StraÙe mit dem Wagen feststet, zum Jubel des Straßenpöbels, der aufs unverhämteste durch die Scheiben stiert, daß man im Palast von Saal zu Saal immer aufs neue „antichambritt“, jeden Schritt sich wahrhaft erlämpfen muß und zuletzt, einzig

Gouvernante mehr zu gehorchen, Nichts mehr zu lernen braucht, als die Kunst, sich Bewunderer zu schaffen, d. h. wenn sie — ein seltener Fall — diese Kunst nicht schon versteht.  
 Mit solchen Hoffnungen und Erwartungen erträgt man eine Weile wohl jede Qual. Jedoch anders steht es mit den Damen,

deren Erfahrung in dieser Hinsicht schon weiter zurück datirt, für welche die Zeit der Ernte bereits vorüber. Ihnen scheint das „Drawing-room“ einfach eine Strafe. Man hat auch bereits verschiedene Vorschläge zur Abhilfe erwähnter Uebelstände gemacht, z. B. daß man Thee serviren solle zur Erfrischung für die Ermüdeten. Und warum sollte das nicht geschehen? Es käme dabei nur auf ein möglichst praktisches Arrangement an. Ein anderer Vorschlag, der das Uebel an der Wurzel faßt, geht dahin, die Cour nicht nur ausnahmsweise — wie eine solche unser Bild darstellt — sondern immer im geräumigeren Buckingham-Palast, statt in St. James abzuhalten. Auch wollen nicht Wenige die Cour anstatt am Tage des Abends abgehalten sehen. Wie in Dublin, der Residenz des Vicekönigs.

Zu Dublin herrscht übrigens noch eine eigenthümliche Sitte. Der Vicekönig hat nämlich das Recht, die ihm vorgestellten Damen auf die Wangen zu küssen, und man sagt, mancher habe von diesem Rechte den ausgedehntesten Gebrauch gemacht, dabei aber eine Parteilichkeit gezeigt, die sich mit der königlichen Gerechtigkeit nicht verträgt. Dann und wann gibt es Damen, welchen dieser Theil der Ceremonie unbekannt ist, und von einem unverfälschten Landedelfräulein wird erzählt, sie habe, als Seine Vorsehung eine Geberde machte, die sie nicht mißverstehen konnte, ihr Gesicht in die Hände verdeckt und mit dem reizendsten Accent ausgerufen: Ah don't! (etwa unser „Nicht doch!“) [2610]

**Kaiserin und Sängerin.**

Historische Novelle von Luise Mühlbach.  
(Fortsetzung.)

**XII. Troß und Strafe.**

„Wird die Gabrieli es wagen, heute Abend als vollkommen gesund ihre Stimme ertönen zu lassen, oder wird sie sich krank melden?“ Das waren die beiden Fragen, welche das Publicum bewegten, die man auf allen Plätzen lebhaft discutirte. Jetzt ging ein Rauschen und Murren durch das ganze Haus. Man erhob sich, und tief neigten sich alle Häupter. In der großen Hofloge erschienen die Kaiserin Katharina; ihr folgte Graf Drlow und der gesammte Hof. Sie trat mit hoch gehobenem Haupte an die Brüstung der Loge und verneigte sich huldvoll. Die Musik schmetterte einen Tusch, und das Publicum brach in einen lauten Jubelgruß für die Czarina aus.

Sie winkte mit der Hand und ließ sich nieder auf ihrem Sessel. Jetzt erst wagten die Edelleute rechts und links in den Logen sich aus ihrer demüthigen Stellung zu erheben und ebenfalls niederzusetzen.

Nun gab der Capellmeister das Zeichen, und die Introduction zu Porpora's Curydie begann.

Ein tiefes Schweigen herrschte, als der Vorhang emporrauschte, und die Signora auf der Bühne erschien. Sie sah blaß aus, aber ihre Augen glühten, und um ihre Lippen schwebte ein stolzes, verächtliches Lächeln.

Bis dicht an die Lampen schritt sie vor, und tief, wie es die Etiquette erforderte, neigte sie ihr stolzes Haupt vor der Czarina. „Du siehst, Drlow,“ sagte die Kaiserin, sich mit spöttischer Miene zu ihm wendend, „diese Geschöpfe bleiben sich alle gleich. Weil es im Contract ausbedungen worden, daß sie für jeden Abend, an dem sie sich weigern zu singen, hundert Ducaten zu zahlen haben, wird die Signora singen.“

Der Capellmeister gab mit dem Stabe jetzt das Zeichen zu der Arie. Die Gabrieli öffnete den Mund und sang, das heißt, sie bewegte die Lippen und war mit Miene und Geberde in voller Action, aber Niemand, mit Ausnahme der Capelle vielleicht, vernahm ihren Gesang.

„Bin ich denn taub geworden?“ sagte die Kaiserin zu Drlow. „Ich sehe diese Person singen, aber ich höre Nichts.“ „Wahrscheinlich, ich höre auch Nichts,“ antwortete der Graf mit einem seltsamen Lächeln. „Die Signora scheint in der That heiser zu sein.“

„Das heißt, sie will es uns glauben machen, sie will uns verhöhnen. Aber sie soll nicht triumphiren. Geh' zu ihr und sage, ich lasse ihr befehlen, zu singen! Sie möge sich hüten, meinen Zorn zu reizen, und nicht vergessen, daß sie sich in Rußland befindet, und daß in Rußland auch Sibirien liegt. Geh' und sage ihr das.“

Drlow erhob sich von seinem Sitz. „Es soll geschehen wie meine Kaiserin befiehlt, genau wie Du gesagt werde ich es ihr künden!“

Aber als gelüfte es ihn gar nicht, der tollen Sängerin zu nahen, verließ er langsam die Loge und ging hinab auf die Bühne.

Die Arie war eben beendet, und die Gabrieli in ihr Garderobezimmer zurückgekehrt. Der Directeur des spectacles stand vor ihr mit ganz entsetzten Miene.

„Signora, ich beschwöre Sie, Erbarmen mit mir zu haben! Seien Sie gnädig gegen mich und singen Sie!“

„Mein Lieber,“ seufzte die Gabrieli, indem sie sich auf der Ottomane niederließ, „Sie sind zwar der Dirigent der Oper, aber nicht der Dirigent meiner Stimme, und die ist sehr eigensinnig. Sie läßt sich von Niemand Befehle ertheilen, weder von der Czarina noch von Ihnen. Wenn sie sich krank fühlt, so macht Ihr Wunsch und Befehl sie nicht gesund. Ich bin heiser, doch da man mir befohlen aufzutreten, so singe ich wie ich eben kann.“

„Aber das muß ein Ende nehmen!“

„Ja, wenn die Vorstellung endet. Die Czarina hat befohlen, daß ich singe! Ich singe so gut ich heute vermag. Gehen Sie, hier bin ich die Kaiserin!“

Sie sagte das mit so stolzer, gebieterischer Stimme, daß der Directeur ihr nicht zu widersprechen wagte und seufzend hinausgehen wollte, als eben die Thür heftig aufgerissen ward, und Graf Drlow auf der Schwelle erschien.

„Ah, Sie, Herr Graf,“ rief die Gabrieli, ein wenig nur das Haupt neigend. „War Niemand da, der Sie melden konnte?“

„Lassen Sie die Thorheiten, Signora,“ rief Drlow heftig, „und Sie, Directeur, entfernen Sie sich! Ich habe mit der Signora im Namen der Kaiserin zu sprechen.“

Der Directeur verbeugte sich tief und ging.

„Signora,“ sagte Drlow mit unterdrückter, leiser Stimme, denn er wußte wohl, daß draußen dicht an der Thüre das Ohr des Directors sich befand, „Signora, ich komme im Namen der Czarina; aber ich komme auch in meinem eigenen Namen! Ich bitte Sie, setzen Sie dies feste Spiel nicht weiter fort, reizen Sie

die Kaiserin nicht noch mehr zum Zorn! Sie haben vor mir und dem ganzen Publicum Ihren Stolz gezeigt, nun zeigen Sie, daß Sie sich den Umständen fügen, und singen Sie.“

„Dies Alles sagen Sie mir als Graf Drlow?“

„Ja, dies Alles sage ich Ihnen als Graf Drlow —“

„Weiter, Herr Graf, weiter,“ sagte sie mit lächelnder Ruhe.

„Neben Sie nun auch als Abgesandter der Kaiserin.“

Er fuhr heftig mit der Hand über seine Stirn und nickte.

„Ja, als Abgesandter der Kaiserin! Ihre Majestät befiehlt Ihnen, mit voller Stimme zu singen, und läßt Sie warnen. Dies sind ihre eigenen Worte: Die Gabrieli soll sich erinnern, daß sie in Rußland ist, und daß in Rußland Sibirien liegt.“

„Ich möchte wissen, wie man dies hier einen Augenblick vergessen könnte,“ erwiderte die Sängerin stolz. „Sagen Sie der Czarina, daß ich dessen immer eingedenk bin; doch daß ich weder ihr Sibirien noch ihren Zorn fürchte! Ich kann nicht singen, ich bin heiser; hören Sie selbst!“

Sie erhob sich ein wenig von dem Divan und ließ laut und schmetternd wie Verchenschlag plötzlich ihre Stimme ertönen. Sie sang dieselbe Arie, welche sie vorher auf der Bühne nur gleichsam geflüstert hatte.

Drlow hörte ihr mit stummen Entzücken zu und jezt, als sie geendet, schien er wie aus einem Traume zu erwachen.

Sie aber ließ sich langsam wieder auf den Divan gleiten.

„Sie hören es, Herr Graf,“ sagte sie matt, „ich bin vollkommen heiser! Melden Sie das der Kaiserin, Sie haben selbst gehört.“

„Ja,“ rief er, „ich habe gehört, daß Sie ein Dämon sind — oder ein Engel!“ Und wie er diese Worte sprach, umschlang er sie und küßte ihre Lippen, so stürmisch und schnell, daß sie nicht Zeit hatte, es zu hindern; dann emh so heftig ließ er sie los, riß die Thür auf und verschwand. — — —

„Nun, Drlow, hast Du Deinen Auftrag ausgeführt?“ fragte die Czarina, als der Graf jezt ruhig und gelassen, wie er gegangen war, in die Loge zurückkehrte.

„Ja, Czarina, ich habe Deinen Befehl ihr überbracht!“

„Und die Signora wird jezt singen?“

Drlow zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht! Sie flüsterte ein paar Worte, die ich nicht verstand, und machte mit der Hand eine Bewegung nach ihren Lippen hin, als wolle sie sagen, daß sie nicht singen könne! Ich mag Nichts zu thun haben mit dieser eigensinnigen Person; aber gehört hat sie wenigstens Deine Befehle.“

„Und wir werden ja hören, ob sie ihnen nachkommt.“

Die Oper hatte indessen ihren Fortgang genommen, und jezt sollte die zweite große Scene der Gabrieli beginnen. Wieder erschien sie auf der Bühne und wieder öffnete sie den Mund zum Singen. Ihr stummes Spiel war bewundernswürdig, aber Niemand vernahm einen Laut, einen Ton von ihren Lippen.

Die Kaiserin erblaßte vor Zorn, denn sie sah das mühsam unterdrückte Lächeln auf den Gesichtern der Damen und Herren in den Logenreihen und sie wußte, daß sie innerlich sich der Kühnheit freute, mit der ein menschliches Wesen es wagte, der allmächtigen Czarina zu trotzen.

Aber dieser Troß mußte gebeugt werden, und das ganze Publicum mußte Zeuge davon sein.

„Drlow,“ flüsterte die Czarina mit bebender Stimme, „verfüge Dich nochmals zu ihr und sage ihr, wenn sie nicht auf der Stelle mit voller Stimme singt, so wird sie diesen Abend noch ins Gefängniß abgeführt.“

„Ich bitte Dich, meine Kaiserin, sende diesmal einen Anderen,“ entgegnete Drlow. „Sende den Gelagin, er ist ja ein Verehrer der Signora, vielleicht geruht sie, ihm eine verständliche Antwort zu geben.“

„Nun wohl,“ sagte Katharina, deren eifersüchtiges Herz wohl damit zufrieden sein mochte, daß ihr Günstling so vollkommen gleichgiltig gegen die Sängerin war. „Gelagin, komm her!“

Und sie wiederholte nun diesem ihre Befehle für die Künstlerin. „Sage ihr genau meine Worte,“ rief sie zuletzt ihm noch zu, „und wiederhole mir dann ihre Antwort!“

Es dauerte nicht lange, bis Gelagin zurückkam.

„Nun? Wird sie singen?“ fragte Katharina.

„Majestät, ich fürchte, sie wird nicht anders singen, als sie bisher gesungen hat,“ erwiderte Gelagin mit bitterer Stimme.

„Du sagtest ihr, daß, wenn sie so fortfährt, sie heute noch ins Gefängniß wandern müsse?“

„Ja, Majestät, ich sagte es ihr.“

„Und was war ihre Antwort darauf? Ich will sie wissen.“

„Nun, Majestät,“ seufzte Gelagin, „wenn es sein muß, so gehorche ich! Sie antwortete: Die Kaiserin kann mich wohl zum Schreien, aber nicht zum Singen zwingen.“

„Und weiter?“

„Das war Alles, Majestät; dann wandte sie mir den Rücken, trat in ihre Garderobe und schloß die Thür hinter sich.“

„Wohl denn,“ sagte Katharina voll aufbrausenden Zornes, „wohl denn, sie ist gewarnt und sie hat die Warnung nicht hören wollen! Gelagin, ich befehle Dir, die Signora zu verhaften. Sobald sie jezt auf der Bühne erscheint und wieder ihr lächerliches Singen beginnt, soll der Vorhang fallen, und sie ist Deine Gefangene!“

„Wohin befehlen Majestät, daß sie geführt werden soll?“

„Nun, dahin, wohin sie gehört,“ erwiderte die Kaiserin, „in das Schuldgefängniß! Sie ist mir für ihre hohe Gage die Zahlung ihres Gesanges schuldig geblieben, also, man führe die Schuldnerin in Gewahrsam! Geh', Gelagin, und eile Dich!“

Der Minister der Polizei entfernte sich mit sorgenvoller Miene.

Die Kaiserin wandte sich jezt zu Drlow.

„Sobald sie wieder austritt, wollen wir uns entfernen! Das Possenspiel muß ein Ende haben,“ flüsterte sie ihm zu.

In demselben Augenblick erschien die Gabrieli, ihrer Rolle gemäß, auf der Bühne und wieder trat sie an die Lampen und begann ihr Spiel ohne Gesang.

Die Kaiserin erhob sich geräuschvoll von ihrem Fauteuil, winkte ihren Hofdamen und verließ die Loge. Der glänzende Schwarm der Höflinge folgte eilig.

In demselben Augenblick, als kaum die Loge sich wieder geschlossen, erscholl mächtig und triumphirend die Stimme der Gabrieli! Das Publicum horchte staunend, und Entzücken über ihren Gesang paarte sich mit Entsetzen über ihre Kühnheit; Alles verharrte deshalb in angstvollem Schweigen.

Da plötzlich auf ein Zeichen des Directors senkte sich der Vorhang nieder, und der Regisseur erschien vor demselben, um zu melden, daß auf kaiserlichen Befehl die Oper unterbrochen

worden, und daß man die widerspenstige Sängerin bestrafen würde, wie es das Gesetz befehlet.

Das Publicum entfernte sich still. Niemand wagte zu nem Nachbar ein lautes Wort zu äußern.

Hinter der Bühne indeß war Gelagin mit seinen Polizeiofficieren erschienen, um dem kaiserlichen Befehle zu gehorchen. Leise und stockend nur erklärte er der Signora, sie sei seine Gefangene.

Sie nickte und lachte laut auf. „Ich dachte es wohl, mein lieber Gelagin! Aber ich bitte Sie, haben Sie keine Furcht; wir sind zwar in Rußland, in welchem auch Sibirien liegt, aber glücklicherweise gibt es in Rußland auch einen österreichischen Gesandten, und die Kaiserin, welche Gewalt hat über ihre eigenen und niedrigsten Bettler an bis hinauf zum Grafen Drlow, die Kaiserin von Rußland hat doch nicht Gewalt über die Unterthanin der Kaiserin von Oesterreich. Das melden Sie der Czarina. Und nun, lieber Gelagin, geben Sie mir Ihren Namen. Ihre Leute werden wohl meinem Kutscher den Weg zeigen. Ich ins Gefängniß!“

**XIII. Das Concert im Schuldgefängniß.**

Es war wirklich so geschehen, wie die Kaiserin es befohlen. Man hatte die Signora Gabrieli unmittelbar aus dem Opernhaus in das Schuldgefängniß gebracht.

Dort war sie in den besseren Zimmern der oberen Etage untergebracht. Sie hatte freilich begehrt, daß man die Kammerfrau ihr lasse, aber es war verweigert worden. „Es ist das Haus,“ hatte der Director des Schuldgefängnisses ihr gesagt, „daß nur Schuldner die Schwelle dieses Hauses überschreiten dürfen, Niemand sonst.“

Die Gabrieli hatte sich mit vollkommener Ruhe in die Gefängnisse und spät Abends noch die armen Schläfer unteren Etagen durch lauten, jubelnden Gesang geweckt, deren ihre öden Zellen tönte wie ein Gruß des Himmels.

Am anderen Morgen verlangte sie vom Gefängnißdirector, es solle ihr Clavier gebracht, und ihr Accompanateur zu ihr gelassen werden.

Der Director verneigte sich achselzuckend. „Ich wiederhole es ist Gesetz, nur Schuldner dürfen die Schwelle dieses Hauses überschreiten, Niemand sonst; aber Ihr Clavier, Signora, ist sofort herbeigeschafft werden.“

„Ich darf also Niemand zu meiner Gesellschaft empfangen?“

„Doch, Signora, die Schuldgefangenen, die im Hause sind, erwiderte Jener mit spöttischem Lächeln.

Sie nickte mit heiterer Miene. „Nun wohl, mein Herr, danke ich Sie, die Schuldgefangenen sämtlich auf heute Abend zu mir zu laden. Wie Viele befinden sich im Hause?“

„Gegenwärtig fünfundvierzig.“

„Also, mein lieber Herr Director, werden Sie Ihren Kellner anweisen, ein Souper für uns Alle zu arrangiren, und laden Sie die Gefangenen zum Concert bei mir ein. Aber bitte, sorgen Sie, daß mein Clavier so bald als möglich hier sei; man muß doch Probe halten, wenn man ein Concert gibt.“

Der Director sah sie ganz verwundert an. „Sie sprechen Ernst, Signora?“

„Ich würde mir nicht erlauben haben, mit Ihnen zu scherzen, sagte die Gabrieli. „Erfüllen Sie meine Wünsche nun aber möglichst rasch und lassen Sie mich jezt allein!“

Der Director wagte nicht zu opponiren und schlich hinter sich in sich berathend, was geschehen, und wie er sich benehmen sollte. Zu seiner Freude erschienen bald darauf Graf Drlow und Gelagin im Schuldgefängniß, und beiden Herren theilte er sofort mit, was die Sängerin befohlen und welche Aufträge sie ihm gegeben.

Gelagin schaute fast entsetzt drein; aber Drlow lachte hell auf. „Sie ist in der That ein Wesen wie es kein zweites gibt,“ sagte er, „und ich meine, Gelagin, da man nicht auf solche Annehmlichkeiten eingerichtet ist und für sie keine Gesetze in Veranschaffung hat, so müssen wir ihr den Willen thun, wenn es uns nicht gelingt, ihren Eigensinn zu zähmen! Kommen Sie, wir wollen hinaufgehen.“

Er sprang in hastigen Schritten die Treppe hinauf, so schnell, daß Gelagin ihm nicht zu folgen vermochte, und Drlow stand vor der Sängerin stand, als ersterer noch lange nicht die Treppe erreicht hatte.

„Katharina,“ murmelte Drlow leise, „Sie sind kein Dämon, Sie sind ein Engel, und meine Seele neigt sich anbetend vor Ihnen.“

Da hörte er, wie Gelagin eben mit dem Director eintrat. „Im Namen der kaiserlichen Majestät,“ fuhr er nun mit lauter Stimme fort, „frage ich Sie jezt im Beisein dieser beiden Herren, Signora Katharina Gabrieli, ob Sie Ihr gestriges Vergehen bereuen und Buße thun wollen?“

„Und worin soll die Buße bestehen?“ sprach die Gabrieli stolz sich aufrichtend, mit funkelnden Augen.

Drlow vergaß, ihr zu antworten, er schaute sie nur an, ein Ausdruck des Entzückens flog wider seinen Willen über sein Angesicht.

Gewahrte es Gelagin? Ein seltsames Zucken ging durch seine Miene. Dann, als Drlow immer noch schwieg, sagte er: „Die Buße besteht darin, Signora Gabrieli, daß Sie unserer Begleitung sofort in den kaiserlichen Palast sich begeben und kniefällig vor dem ganzen Hofe Ihrer Majestät Abbitte leisten.“

„Nimmermehr,“ rief die Gabrieli, „nimmermehr! Man kann eine Künstlerin nicht zwingen, zu thun, was Sklaven und Leibeigenen geziemt! Ich war heiser und konnte gestern Abend nicht singen, das meldet Exzellenz Kaiserin und sagt ihr, daß man mit der Peitsche wohl Pferde zum Laufen, aber nicht die Stimme einer Künstlerin zum Tönen bringen kann! Das meldet ihr.“

Wieder heftete Gelagin den fragenden Blick auf Drlow, wie in einer Verzückung, starrte immer noch in ihr Angesicht und lauschte ihren Worten, die seinem Ohr himmlische Musik schienen.

Wieder zuckte Gelagin zusammen, und Hohn und Schadenfreude sprach aus seinen Zügen. Doch beherrschte er sich sofort, da Drlow aus seiner Verzückung zu erwachen schien.

„Wenn das Ihre Meinung ist, Signora,“ sagte Drlow mit rauher Stimme, „so gratulire ich Ihnen! Sie werden also dann hier einen langen Aufenthalt zu nehmen haben, die Kaiserin aller Reußen wird nicht nachgeben.“

„Und ich auch nicht!“ erwiderte die Gabrieli stolz, „werden ja sehen, wer Siegerin bleibt!“

„Wagen Sie nicht zu viel, Signora,“ rief Gelagin, „Langmuth der Kaiserin ist groß, aber Ihre Frechheit —“

\* Der Gabrieli eigene Worte.

Schweig, Gelagin, unterbrach ihn Drlow hastig, „wir haben unsern Auftrag vollführt und unsere Antwort erhalten, kommen Sie.“

Er nahm den Arm Gelagins und führte ihn hinaus aus dem Gemach.

„Und die Signora wird also hier bleiben?“ fragte der Director, als sie draußen waren und den Corridor hinunter schritten. Drlow nickte hastig. „Ja, sie wird bleiben, mein Lieber, denn Ihr seht es wohl, sie wird nicht nachgeben.“

„Und das Concert und das Souper heut Abend?“

Drlow nickte wieder. „Erfüllt ihren Willen! Das Concert und das Souper mag stattfinden, und Petersburg wird über die Nachricht sich ergötzen.“

Ein neuer lauernder Blick des Ministers fuhr hastig über das hell lachende Antlitz Drlows hin.

„Ich meine aber, Ihre Majestät wird das Ergötzen von Petersburg nicht theilen,“ sagte Gelagin mit lauernder Miene.

„Und das, mein Lieber, wird mich erst recht ergötzen,“ rief Drlow, der begriff, daß er den lauernden Feind hatte einen Moment hinter die Maske blicken lassen, die er sonst immer so kunstvoll über sein Antlitz zu legen wußte. „Das wird mich erst doppelt ergötzen, denn je mehr die wilde Kage hier im Gefängniß heißt und springt, desto edler und herrlicher in ihrer Großmuth wird die Löwin sich zeigen. Kommt jetzt, Gelagin.“

Am Abend dieses Tags begab sich in den Räumen des Schuldgefängnisses etwas ganz Unerhörtes, Erstaunliches. Das Haus schien gänzlich seine düstere Physiognomie, sein verdrießliches Aussehen verloren zu haben. In allen Zellen war es lebendig, die Gesichter aller Gefangenen waren heiter, und Jeder von ihnen hatte sich möglichst herausgeputzt. Der große Saal im oberen Stockwerk aber, der nur bei ganz besonderen Anlässen sich öffnete, war hell erleuchtet und schön durchwärmt; in seiner Mitte stand ein Clavier, und rings um dasselbe in weitem Kreise besaßen sich für alle, zum Concert der Signora Gabrieli von ihr ohne Ausnahme eingeladenen Zuhörer des Hauses bequeme Sitzplätze.

Punkt sechs Uhr — nach dem Wortlaut der Einladung — versammelten sich das „Publicum“. Und die „Concertgeberin“ trat bald darauf ebenfalls in den Saal.

Sie erschien in vollster Toilette wie zu einem Hoffest geschmückt, in himmelblauem, silbergesticktem Sammetkleide, dessen lange Schleppe hinter ihr herausschleifte. Auf dem hochaufgetürmten Haar funkelte ein Diadem von Brillanten und Türkisen, und ein breites Collier von denselben Steinen blühte an ihrem schön unverhüllten Nacken.

Ein Ausruf des Staunens und Entzückens ging durch den Saal, und Alle erhoben sich von ihren Sitzen.

Die Signora erwiderte den ehrfurchtsvollen Gruß in einer Weise, als befände sie sich wirklich in hoher Gesellschaft. Dann schritt sie langsam zum Clavier hin und begann die Arie, welche sie zuerst vor der Kaiserin gesungen: Sono regina e sono amante.

Niemals vielleicht hatte die Signora so schön, so empfindungsvoll, mit so glänzender Virtuosität gesungen, wie an diesem Abend, wo ihr Publicum aus armen Schuldgefangenen bestand; aber niemals vielleicht hatte sie auch ein Publicum gehabt, das mit so rauschendem Beifall, solch lautem Jauchzen, ja, selbst mit Thränen des Entzückens ihr dankte. Und noch eine zweite Arie sang sie, mit derselben Vollendung, unter demselben Sturm der Begeisterung.

Dann kam das Souper. Aber nach demselben setzte die Signora ihrem guten Werke die Krone auf: sie machte sich anheilig, am Morgen des nächsten Tages den drei Gefangenen, welche am längsten schon im Gefängniß schmachteten, durch Bezahlung der Schulden, um derenwillen sie angeklagt waren, ihre Freiheit zurückzugeben.

Am diesem Abend blieb es in den Zellen noch lange laut und lebendig, und der Schließer, welcher sonst nur düstere Gesichter sah, nur Seufzen und mürrische Worte vernahm, hörte heute nur singen und trällern, denn Jeder wiederholte sich, was er von der Signora gehört, und überall im Hause war man heute fröhlich und heiter.

Nur Katharina Gabrieli selbst war trübe und ernst, als sie jetzt in ihrem Zimmer allein war. Nur Gott und die Nacht sahen es, wie sie die Hände ringend im Gemach auf und ab ging, nur Gott und die Nacht hörten ihr leises Weinen.

„Er liebt mich nicht,“ klagte sie, „er, der Einzige, den ich liebe! Er liebt mich nicht, sonst würde er kommen, mich zu befreien, und wenn er das nicht vermag, die Haft mit mir zu theilen.“

Stundenlang rang sie so mit ihrem Schmerz, ihrem Stolze und ihrer Liebe und spät erst in der Nacht schlief sie in Thränen ein.

Am anderen Morgen, als es lebendig geworden im Hause, trat der Schließer, welcher zu dem besonderen Dienst der Signora erkoren, zu ihr ein.

„Signora,“ sagte er, „es ist heut ein neuer Schuldgefangener eingebracht, und er wünscht Sie zu sprechen!“

„So mag er kommen,“ sagte sie sanft, „vielleicht bedarf er der Hilfe, und ich bin bereit, sie ihm zu gewähren!“

Der Diener ging hinaus, und jetzt, als die Thür sich wieder öffnete, tönte ein Schrei von Katharina's Lippen, sie sprang empor und eilte dem Eintretenden entgegen, die beiden Hände nach ihm ausstreckend, mit einem seligen Lächeln ihn begrüßend.

„Werner, Sie sind es? Sie kommen zu mir? O, ich danke Ihnen, danke Ihnen aus der Fülle meines Herzens!“

„Signora,“ sagte er vollkommen ruhig, indem er die Hände, die sich ihm entgegenstreckten, gar nicht zu sehen schien, „es ist keines Dankes werth! Ich thue nur meine Pflicht, ich habe dem Fürsten Kammig gelobt, treu, wie es einem ergebenen Diener geziemt, an Ihrer Seite zu bleiben, und es ist natürlich, daß ich mein Gelöbniß halte.“

„Sie haben es dem Fürsten Kammig gelobt,“ wiederholte sie mit verhaltenem Schmerz.

„Ja, Signora, und deshalb, wenn anders Sie selber nicht Ihren begabtesten Diener wegziehen, bleibt derselbe nun auch hier im Gefängniß in Ihrer Nähe.“

„Wohl, so danke ich Ihnen,“ sagte sie leise, „daß Sie den Fürsten, meinen Freund, so hoch schätzen, um seinetwegen das Opfer Ihrer Freiheit nicht zu scheuen und sich sogar in Haft zu begeben, denn, wie man mir sagt, ließen Sie sich als Schuldgefangener hier einbringen!“

„Es gab kein anderes Mittel, um zu Ihnen zu gelangen,“ sagte er ruhig, „und nur durch die Vermittelung des Grafen Kobenzl ist es mir gelungen. Er hat mich als seinen Schuldner angeklagt und mir so den Weg meiner Pflicht geöffnet.“

„Nun, es ist gut, Werner,“ erwiderte die Gabrieli, die jetzt ihre stolze Ruhe wiedergefunden, „daß Sie da sind, Sie können Mancherlei thun! Ich habe gestern drei Schuldgefangene aus-

gelöst, Sie werden an den österreichischen Gesandten schreiben und ihn in meinem Namen bitten, daß er die Summe für dieselben hierher sende!“

Dann wandte sie sich um und verließ hastigen Schrittes, mit stolz erhobenem Haupte das Gemach.

Eine Stunde später fuhr Graf Drlow beim Schuldgefängniß vor.

„Sie ist oben in ihrem Zimmer?“ fragte er den schnell herbeieilenden Director.

„Zu Befehl, Excellenz!“

Hastig schritt der Graf aufwärts und unangemeldet stürmte er jetzt in das Gemach der Signora. Sie saß an ihrem Clavier und schien den Eintretenden gar nicht gewahr zu werden. Ruhig spielte sie weiter, und selbst als Graf Drlow mit lauter Stimme ihren Namen rief, wandte sie nur langsam das Haupt und nickte ihm lächelnd zu; er aber sprang zu ihr hin und faßte ihre Hände.

„Signora, Sie sind grausam,“ rief er, „Sie wissen, was ich leide, und Sie lächeln!“

„Geben Sie zuerst meine Hände frei, Graf!“ sagte sie ruhig.

„Die Kaiserin Katharina mag Gefallen finden an solchen Huldigungen! Ich aber, ein Kind des Südens, schrecke davor zurück!“

„Nun wohl,“ sagte er, sie loslassend, „ich will sanft sein wie eine Taube, obwohl Sie mich anschauen mit den Augen einer Tigerin! Ich bin noch vor Gelagin hierher gekommen, Katharina, weil ich Sie allein sehen wollte. Ich muß endlich die Maske von meinem Gesicht nehmen, muß endlich Ihnen sagen, daß ich Sie anbeuge, daß ich Ihr Bild Tag und Nacht vor meinen Augen habe, daß ich bereit bin, Alles hinzugeben für Ihre Liebe! Katharina, ich bin reich und mächtig, fordern Sie, und wären es Millionen, ich lege sie Ihnen zu Füßen! Fordern Sie, und wäre es ein Fürstenthum, es sei Ihnen! Ich liebe Sie, Katharina, ich kann nicht ohne Sie sein!“ Und er sank vor ihr auf sein Knie nieder.

„Diese Liebe ist wirklich so echt und wahr, daß Sie mir Ihre Hand anbieten, daß Sie mich zu Ihrer Gemahlin machen wollen?“ fragte sie.

„Was soll das elende, armselige Wort!“ rief er — da aber unterbrach ihn die Signora.

„Still!“ man belauscht uns!“

Er sprang empor und wendete sich um. Dort an der leise geöffneten Thür stand Gelagin. Ein triumphirendes Lächeln glänzte auf seinem Angesicht.

„Ich hörte, daß Sie schon da seien, Graf Drlow,“ sagte er mit eigenem Ton, „ich fürchtete, mich verspätet zu haben, aber es scheint, ich komme doch noch zu früh. Wenn ich störe, will ich draußen warten.“

„Nicht nötig, Herr Minister,“ sagte Katharina ruhig, „was wir bei offenen Thüren verhandelt, kann Jedermann wissen! Graf Drlow erzeigte mir die Ehre, mich um Rath zu fragen. Vergaßen Sie, daß man bei Hofe ein neues Theaterstück einstudirt, dessen hohe Verfasserin Ihre Majestät die Kaiserin selber ist, und daß der Graf in demselben die Hauptrolle hat? Wir übten eben eine Scene daraus, nicht wahr, Herr Graf?“

„In der That,“ bestätigte Drlow, „und ich bitte die Signora, daß wir morgen fortfahren.“

„Dann wird der Graf zu der Probe sich in Ihre Wohnung begeben müssen, Signora,“ sagte Gelagin mit seltsamem Lächeln, „die Kaiserin Katharina, meine erhabene Herrin, findet es unter Ihrer Würde, den Zwist mit einer bezahlten Sängerin weiter zu führen! Sie haben Ihre Strafe empfangen und sind jetzt frei; Ihr Wagen wird sogleich da sein, um Sie nach Ihrem Hotel zurückzubringen.“

„Das heißt,“ sagte die Signora spöttlich, „Graf Kobenzl ist zu Ihrer Majestät gegangen und hat im Namen des Fürsten Kammig für die österreichische Unterthanin Schutz begehrt!“

Eben trat der Director ein, um der Signora zu melden, daß ihr Wagen warte, und daß Nichts sich ihrer Abfahrt widerseze.

„So geben Sie mir Ihren Arm, Signora,“ sagte Graf Drlow, sie mit glühenden Blicken betrachtend, „ich führe Sie hinab.“

Aber Gelagin legte seine Hand auf die des Grafen Drlow.

„Ich bitte, Graf, Majestät wünscht, daß Signora, die schon so viel Aufsehen in Petersburg veranlaßt, jetzt weiter keinen Gelat mache. Auch glaube ich, es wäre nicht ganz klug von Ihnen gehandelt, wenn Sie der Signora so öffentlich Ihre Huldigung darbrächten! Man ist nie so mächtig, daß man nicht fallen könnte, bedenken Sie das wohl!“

„Gut, Gelagin! Es wird sich von dieser Stunde an zeigen, ob Du mein Freund oder mein Feind bist; meinem Freunde werde ich dankbar sein, meinem Feind werde ich vernichten!“

Er wandte sich und ging hinaus, Gelagin schaute ihm nach mit tiefem Blick und flüsterte leise bei sich: „Dein Feind wird Dich vernichten!“ Dann grüßte er die Signora und entfernte sich ebenfalls.

„Und jetzt, Signora,“ sagte der Director, „bitte ich um die Ehre, der gefeierten Sängerin meinen Arm reichen zu dürfen.“

„Und ich bedaure, Ihnen dieselbe nicht erweisen zu können,“ sagte sie ruhig und kalt. „Ich bitte, rufen Sie meinen Secretär, den Schuldgefangenen Werner, ich bezahle für ihn, denn er muß mich begleiten!“

„Um meine Hand? Wozu?“

„Wozu? willst Du mich höhnen, Katharina? Mich mit Dir trauen zu lassen zum ewigen Bunde der Liebe! Ja, ich liebe Dich bis zur Raserei und gebe Alles hin für Dich! Die Kaiserin wird zürnen, aber wir werden versuchen, die Löwin zu zähmen und ihr die Hand auf den Nacken zu legen.“

„Herr Graf,“ sagte Katharina mit stolzer Würde, „ich erkenne ganz die Ehre, welche Sie mir erzeigen, allein ich bedaure, Ihren Antrag nicht annehmen zu können, denn ich liebe Sie nicht und ich bin nicht geneigt, meine Hand ohne mein Herz zu verschenken.“

Er stieß einen lauten Schrei aus und faßte mit beiden Händen ihre Schultern.

„Weib, bist Du rasend? Wagst Du es wirklich, den Zorn Drlows zu reizen? Und meinst Du, Du dürftest ungestrast das dem Drlow bieten? Du meinst, Du dürftest aus diesem Zimmer hinausgehen mit dem stolzen Bewußtsein, mich, mich zurückgewiesen zu haben? Nein, das wird nicht geschehen, Du sollst nicht —“

„Lassen Sie mich los, Graf Drlow,“ rief sie mit lauter Stimme, „lassen Sie mich los, oder —“

„Nun, oder?“

„Oder ich rufe um Hilfe.“

„Siehst Du?“ lachte er höhnlich, „Du zitterst vor meinem Zorn und wagst doch, mir zu trohen, mir! Aber ich halte Dich und lasse Dich nicht, bevor Du das Wort zurückgenommen, welches Du eben gesprochen. Schnell, bestimme Dich, oder —“

„Nun, oder?“ fragte sie, mit flammenden Augen ihm ins Angesicht schauend. „So fügen Sie es doch hinzu: oder ich morde Dich! Auch vor dieser Schandthat wird Graf Drlow nicht zurückschrecken!“

Er stieß abermals einen wüthenden Schrei aus, und seine Hand ließ ihre Schulter los und legte sich um ihren Hals.

In diesem Augenblick ward die Thür hastig aufgerissen, und Werner stürzte herein.

„Was geschieht hier?“

Graf Drlow zuckte zusammen, ließ wie aus einer Betäubung erwachend die Hände niederfallen und taumelte zurück.

„Ach, ich Unsiniger, was habe ich gethan?“ murmelte er leise vor sich hin. „Aber Sie haben mich gereizt, Signora Gabrieli,“ rief er dann laut, „Sie hätten wissen sollen, daß das nicht gut thut! Ich kenne mich selbst nicht mehr, wenn man mich reizt! Doch jetzt vergessen Sie, was ich gethan, vergessen Sie alles Andere und erinnern Sie sich nur dessen, was ich gesagt, als ich kam. Ich habe eine Frage an Sie gestellt und will glauben, Sie schulden mir noch die Antwort! Ich will drei Tage darauf warten, drei Tage in Ruhe und Geduld, und nicht wieder versuchen, hier einzudringen! Aber am dritten Tage komme ich, und dann wehe Ihnen und mir, wenn Sie mir keine gute Antwort geben. Nun leben Sie wohl.“

Er nickte ihr zu und bleich und schwankend verließ er das Gemach.

Sie schaute ihm entsetzten Blickes nach, und als die Thür sich hinter ihm geschlossen, sprang sie schnell hin und schob den Riegel vor; dann erschöpft und keuchend sank sie neben der Thür auf einen Sessel nieder.

Werner eilte zu ihr und schaute sie mit angstvoll fragenden Blicken an.

„Signora Gabrieli, was ist geschehen, was bedeutet dies Alles?“

Sie richtete sich langsam auf und schaute ihn tief bewegt an.

„Das bedeutet, Werner, daß Sie mir das Leben gerettet haben! Er wollte mich ermorden, dieser tolle, wahnsinnige Mensch; Sie haben mich gerettet! Werner, ich danke Ihnen.“

(Schluß folgt.) [2550]

**Bunte Oesterreicher.**  
Von Carus Sterne.

Das Osterei ist weiter verbreitet, als der Christbaum, zumal in den Ländern des griechischen und russischen Bekenntnisses, in denen das Ostereifest überhaupt noch in alter Weise als das freudigste Fest der Christenheit gefeiert wird. In Rußland, Siebenbürgen, der Walachei u. s. w. hat es einen wahrhaft lärmenden und ausgelassenen Charakter, gerade wie in früheren Jahrhunderten in Deutschland, wo man zur fröhlichen Frühlingsfeier aus der „Straßen drückenden Enge, aus Handwerks- und Gewerbesbanden“ zum Stadthore hinaus in den aufgrünenden Hain zog, wo selbst der Priester aus der Kanzel sein lustiges „Ostermärchen“ erzählte, wo man die leichteren Verbrecher freigab und am liebsten die Kinder taufen ließ.

Nun sind die Oesterreicher heute mehr Geschenk und Freude für die Jugend. Man verdeckt sie im Grotto und Gebüsch des Gartens oder Hains, und die muntere Schaar muß unter Tanz und Gesängen nach ihnen suchen. Für die Kleinsten wird dann das Märchen vom Osterhasen erzählt, und ein den noch unbelaubten Eichbaum behend erkletterndes Eichhörnchen für denselben ausgegeben und als solcher gejagt. Die Schuljugend zieht mit ihrem Lehrer durch die Straßen und sammelt, ein altes lateinisches Kirchenlied („Christe qui lux etc.“) singend, von Haus zu Haus Kuchen und Oesterer, welche namentlich die Pathen reichlich spenden müssen. Im bairischen Hochlande streift man den Palmzweig nach der Weihe am Palmsonntag in den Gemüsegärten; wer denselben im Sturm nach der Ostermesse zuerst erreicht und der Hausfrau vorzeigt, bekommt zum „Osterlamm“ einen stattlichen Schinken und rothe Eier. Am Ostermontag aber (oder auch am Gründonnerstag) müssen hartgekochene Eier auf den Tisch kommen, so unweigerlich wie der Christkohl zu Weihnachten und das Fischgericht zum Schwebster.

Ueber den Ursprung der Oesterer-Sitte ist Mancherlei vermuthet worden, doch weiß man nur das Eine mit Gewißheit, daß dieselbe sich nicht weiter, als bis zum 10. Jahrhundert in unserer Kirche verfolgen läßt. Man hat sie von den Eiern- und Naturalien-Abgaben an die Geistlichen herleiten wollen, über deren Einzahlung Zimmermann in „Münchhausen“ so Ergötzliches erzählt. Die Eier bildeten allerdings hierbei einen stehenden Posten, zuweilen mit sonderbaren Clauseln, wie z. B. ein Lehnshauer der Dominicaner zu Soest alljährlich ein Zühner auf einem vier-spännigen Wagen meilenweit als Zins herbringen mußte. Andere leiten das Osterei von der Beendigung der Fastenzeit durch den Genuß der ersten Eier zu Ostern ab, und noch Andere beginnen wie jene weischwefeligen Berichte über den trojanischen Krieg ab ovo, d. h. von den Eiern der Leda, aus denen die griechischen Eiergötter, Castor, Pollux und Helena schlüpften, zu deren Andenken man Eierfeste, Tänze und Spiele gefeiert haben soll. Nach

XIV. Liebeserklärungen.

„Sie, Graf Drlow, und wiederum Sie,“ rief Signora Gabrieli, von dem Divan emporsahend, auf welchem sie in Gedanken verfunken geruht hatte. „Ich befände mich wieder in meinen eigenen Gemächern! Wer also gibt Ihnen das Recht, so unangemeldet zu mir herein zu fliegen?“

„Wer mir das Recht gibt?“ sagte er, ihre widerstrebende Hand ergreifend. „Scharf mich an, Katharina, und lies es in meinen Blicken.“

„Lassen Sie mich los, Graf.“

„Nein, ich lasse Dich nicht,“ rief er leidenschaftlich, „sieh mich nur so zürnend an, schilt nur, Katharina, Dein Schelten klingt mir wie himmlische Musik, und ich lausche entzückt auf Deine Worte, die einen Klang haben, wie mein Herz ihn nie gehört, Du —“

„Genug der Worte,“ unterbrach sie ihn, immer noch verjüngend, ihm ihre Hand zu entziehen. „Es ist genug.“

„Nicht genug,“ rief er leidenschaftlich, „höre mich und suche nicht, mir Deine Hand zu entreißen, denn ich will sie haben und halten für das ganze Leben. Signora Gabrieli, gestern im Gefängniß, als ich, hingerissen von Bewunderung, niederkniete, Ihnen meine Liebe zu bekennen, da fragten Sie mich, ob ich Sie heirathen wolle? Und jetzt, Du herrliches Weib, jetzt komme ich, um Deine Frage zu beantworten: Signora Katharina Gabrieli, Graf Gregor Drlow bittet Dich um Deine Hand.“

umständlicher Untersuchung gelangt Dr. Augusti zu dem Schlusse, in dem Ofterei sei ein Symbol der Auferstehung und Wiedergeburt zu erkennen. Er erinnert an das indische Ei der Welterschöpfung und an das geschnittenen Ei des ägyptischen Zeitgottes Kneph, in welchem schon die Gnostiker den christlichen Logos erkannten. Wie sie im Tode und in der Auferstehung Christi eine geistige Neuschöpfung der Welt erkannten, so habe die orientalische christliche Mythologie in dem schlummernden Keime des Eies das Sinnbild des neuen Auflebens gefunden.

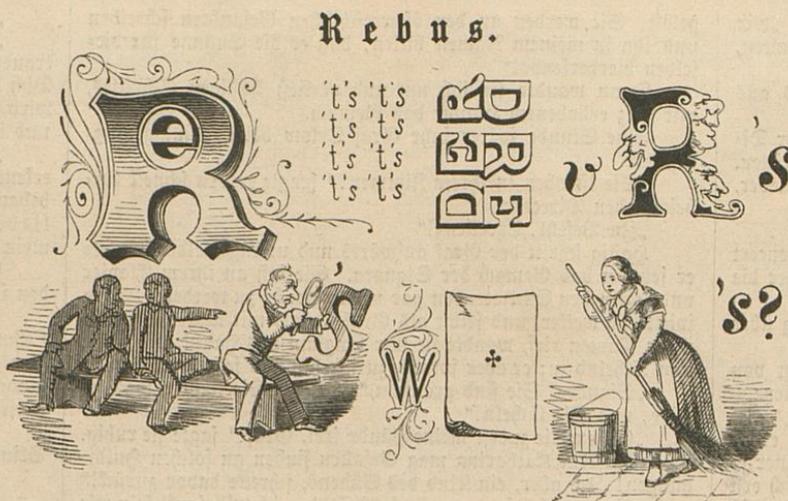
Am wahrscheinlichsten dünkt es uns, daß in dem Ofterei ein Zug ehrwürdiger indogermanischer Naturauffassung sich offenbare. Der Mönch und Kirchenschriftsteller Beda Venerabilis (+ 735) bemerkt, daß der Name Oftern und Ostermonat (Easthermonath) von einer Göttin des Ostens, Eostra (Ostara), hergenommen sei, einer Göttin des Frühlings und der Naturwiedergeburt, der man im April Freudenfeuer angezündet, wobei in den Osterwäldungen und auf den Osterbergen um letztere getanzt worden, und der man die Erstlinge des Acker, sodann Maiblumen und wohl auch Eier als Symbole der Fruchtbarkeit geopfert habe. Diese Osterspiele klingen noch lange in dem christlichen Feste nach, dem man in Deutschland und England den heidnischen Namen belassen, und östlicher Tac oder Ostertac bedeutet noch lange einen Sonntag bei den Minnesängern. Auf einen solchen indogermanischen Naturdienst führte sich auch ein Aprilfest der Chinesen, Tsing-ming oder das Kaltessest genannt, zurück. Seit der Dynastie Tche-u (1122 v. Chr.) herrschte in China der Brauch, 105 Tage nach der Winterjonnwend, wenn das Gras zu grünen begann, alle Feuer im Lande zu löschen, drei Tage lang den Herd kalt zu lassen und sich in dieser Zeit von vorher hartgesetzten Eiern zu nähren. Daran knüpfte sich die Sitte, gemalte und emaillierte Hühnerier als Geschenk an Freunde zu senden, eine Sitte, welche bereits aus dem Jahre 722 v. Chr. in den Annalen der chinesischen Provinz King-Tsu erwähnt wird und darin bis zum Jahre 960 unserer Zeitrechnung zu verfolgen ist. War das Kaltessest vorüber, so entzündete man durch das in Indien wie in Deutschland und Amerika bekannte „Holzquicken“ neues jungfräuliches Feuer, wie solches auf gleiche Weise bei den Oster- und Johannis-Feuern der alten Germanen geschah. Die Sitte deutet auf gemeinsamen Ursprung, und es ist sehr wahrscheinlich, daß unsere Vorfahren ihr Osterfest wie ihre Ofterei bereits von ihren indischen Urstämmen mitgebracht haben, wie das Aprilfest ja auch bei den Heiden ein Neuwedungsfest war, und der Gründonnerstag selbst seinen Namen von der neu grünen Frühlingsaloe, den man nach der Sitte des jüdischen Passah an diesem Tage speiste.

Muß ich aber mit diesen gewiß sehr lückenhaften Deutungsversuchen an die Nachsicht der Lesenden appellieren, so hoffe ich mir ihren ungetheilten Beifall zu verdienen, wenn ich hier erörtere, wie man die schönsten und farbenprächtigsten Ofterei herstellt. Da die poröse Eischale leicht alle in Wasser auflösblichen Farbstoffe aufnimmt, so hat man eine große Auswahl in letzteren, die aber wieder dadurch beschränkt wird, daß man wegen des möglichen Eindringens der Farbe durch Sprünge in das Innere des Eies, sowie aus Rücksicht auf die liebe Jugend lediglich ganz unschädliche Farbstoffe anwenden darf. Ich gebe im Nachfolgenden nur selbst Erprobtes und Zuverlässiges:

Für jede Färbung muß zunächst durch 5 Minuten langes Kochen mit (meist in geringer Menge anzuwendenden) Pigment eine Farbbüchse hergestellt werden, in welcher sodann die farbig zu färbenden Eier 4 bis 6 Minuten kochen müssen, je nachdem sie mehr oder weniger hart werden sollen. Die Spieleier, welche kalt verpeift werden, müssen 6 Minuten lang gekocht werden.

Man färbt dieselben grün mit einer Handvoll frischer Saat oder frischem Gras, gelb mit Gelbholz, Safran oder zerschnittener (nicht gepulverter) Curcuma-Wurzel (gelbem Ingwer); letztere gibt die lebhafteste Farbe. Strohgelb kann auch mit ausgeglaubten Mandelschalen gekocht werden. Goldgelb bis orange kocht man mit den äußeren trockenen Zwiebelschalen, braun mit Krapp. Eine Brühe für rotte Eier erhält man aus Fernambuk- oder Brasilienholz, für zartes Rosa oder leuchtendes Purpurroth aus mehr oder weniger gepulverten Cochenille. Blau färbt man mit Lackmus, wozu ein Körnchen Soda gefügt werden kann. Indigofarmin gibt ein etwas reineres Blau, welches aber weniger sicher gelingt. Auf die mit Lackmus gefärbten Eier lassen sich mit starkverdünntem Essig purpurrothe Schriften und Zeichnungen herstellen. Ein tiefes Violett gibt den Eiern die Abföschung des Campeche oder Blaufolzes; setzt man darauf einen Löffel Essig hinzu, so wird eine zweite Portion lebhafter violett gefärbt. Nimmt man statt des Essigs eine kleine Messerspitze von neutralem chromsaurem Kali gegen Ende der Kochung hinzu, so erhält man schwarze Eier, namentlich für weiße Zeichnung sehr geeignet. Unter all den genannten Stoffen ist nur das letztgenannte chromsaure Kali als gesundheitschädlich zu bezeichnen; ich bemerke dies, wenn schon bei der erörterten Anwendungsweise ein Gesundheitsnachtheil niemals zu befürchten steht.

Eine besondere Verschönerung erhalten diese Eier ferner durch darauf angebrachte Verzierungen und Namenszüge. Man schreibt gewöhnlich vor, dieselben sollen mit geschmolzenem Talg oder Wachs vor dem Einlegen in die Farbbüchse gebildet werden, allein dieses Verfahren führt selten zum Ziele. Am schönsten gelingen die Verzierungen, wenn man sie nach der Färbung einträgt. Dies geschieht mit Salzfäure oder Scheidewasser, welche man mit der gleichen Menge Wasser verdünnt. Man schreibt oder zeichnet mit einer Gänsefeder auf das Ei und wäscht es schließlich im Wasser, indem man mit den Fingern reibt, um die ausgeführten Linien rein und schneeweiß hervortreten zu lassen. Die beiden Polenden des Eies verziert man am besten mit Kometen oder Sternfiguren. Der Aequator, wenn ich diesen Ausdruck seiner Verständigkeit wegen hier gebrauchen darf, kann einen hübschen Kranz erhalten. Die Namenszüge und Wünsche werden außerdem mit Schlangelinien und Guirlanden eingefügt. Wer Zeichentalent besitzt, mag kleine komische Scenen und Caricaturen hinzusetzen; es lassen sich mit leichten Mitteln hier allerliebste Scherze anbringen, so daß ein solches Ei überraschend hübsch ausfallen kann. Aber auch ohne solche Verzierungen gewährt der Anblick einer großen Schüssel mit symmetrisch geordneten Eiern in 5 bis 6 Farbentönen einen so anmuthigen und erfreulichen Anblick, daß allseitiger Jubel der Kinderschaar jede Mutter für die darauf verwendete Sorgfalt reichlich belohnen wird.



Rebus.

Charade.

Meine erste Silbe ladet ein, uns darauf auszuruhn,  
Oder auch es ist um unser Geld ihr ganz allein zu thun;  
Zwei und Drei sind dünnen Leibes, der ein starkes Köpfchen trägt.  
Werth an sich hat nicht das Ganze, doch er wird ihm beigelegt.

[2007] C. S.  
Auflösung des Rebus Seite 136.  
„Uebermaß sprengt das Faß.“  
Auflösung des Räthfels Seite 136.  
„Auflösung.“

Correspondenz.

Ein geehrter Leser in Heidelberg, der uns zu besonderem Danke verpflichtet, macht uns auf einen Irrthum in unserer Correspondenz Seite 120 aufmerksam. Es wurde dort behauptet, daß in Deutschland Damen Medicin nicht studiren könnten. Es sind aber an der Heidelberger Universität zur Zeit zwei, in Zürich vierzehn Damen als Studierende der Medicin immatriculirt. Und an beiden Hochschulen, wie an der zu Freiburg (Baden) steht Nichts der Promotoren derselben entgegen. Ebenso studirt in Heidelberg eine Dame die höhere Mathematik (bei Helmholtz, Eisenlohr und Cantor).

Laura 1870. Der Brief war richtig adressirt und angekommen. Doch sind wir rathlos, denn es erscheint wohl kaum eine englische Novelle, welche nicht sofort übersetzt würde. Eine Buchhandlung dürfte Ihnen am besten rathe und Material schaffen können.

W. in Wiesbaden. Brandflecke sind aus Wäsche durch kein Mittel zu entfernen, sobald die Fäden, wenn auch nur oberflächlich, verätzt (braun oder schwarz) sind; durch Plätten gelb gewordene Wäsche wird beim Waschen mit etwas Soda wieder weiß.

Fa. Z. Moskau. Ein wissenschaftliches Buch über den „Lebensmagnetismus“ kann es nicht geben, einfach aus dem Grunde, weil „Lebensmagnetismus“ kein wissenschaftlicher Gegenstand ist.

J. J. Wir nennen Ihnen als einen der tüchtigsten Wollengarnfärbler F. W. R. Schulze, Berlin, Fischerbrücke Nr. 12.

Regina Vergifteteinnicht. Wo die bekannten, gebräuchlichen Mittel zum Weich- und Weiserhalten der Hände (Weizenkeime, Goldcrem etc.) nicht helfen, liegt es eben an der Beschaffenheit der Haut selbst, und dagegen ist dann Nichts zu thun.

Abonnetin auf dem einsamen Schloß. Ein von Natur hartes und rauhes Haar kann nur durch beständiges, aber mäßiges Einfechten, z. B. mit Provencöl, weich gemacht werden; natürlich darf es dabei nicht an der gehörigen Reinhaltung des Haares (Waschen mit Eigelb oder einer Abföschung von Quillharinde) fehlen.

A. W. Remagen und W. M. A. Lippe. Zur Schnellbleiche der Leinwand verfährt man folgendermaßen: Erst kocht man die Leinwand mit Potasche oder Soda aus, um die Weberschlechte zu entfernen. Dann rührt man auf 20 Pfund Leinwand 4 Pfund Chloralkali mit wenig Wasser zu einem gleichmäßigen, klumpenfreien Brei an und verfährt das Ganze bis auf 60 Grad mit weiche m Wasser, indem man noch fortgesetzt tüchtig umrührt. Endlich läßt man abseigen und sondert die klare Flüssigkeit am anderen Tage vom Boden ab. Dann thut man 1/2 Pfund Schwefelsäure zur klaren Lauge, rührt um und legt die Leinwand hinein. Ist sie nicht gut bedeckt, so gießt man noch Wasser hinzu. Im zugebedeckten Fasse bleibt das Ganze 3 Stunden lang stehen, doch kehrt man die Leinwand in der ersten Stunde alle 5 Minuten, in der zweiten Stunde alle 10 Minuten, in der dritten alle Viertelstunden um. Dann spült man die Leinwand in fließendem Wasser sehr gut aus, bis der Chlorgeruch verschwunden, kocht sie mit etwas Antichlor (untergeschwelligem Natron) oder, wenn dies nicht vorhanden mit Soda oder Potasche nochmals aus, spült und bereitet sie endlich auf Nadeln aus. — Gegen Sommerprossen gibt es kein Radicallmittel; das Tragen eines gelben, braunen oder grünen Schleiens während des Frühlings und Sommers schützt noch am besten vor dem Entstehen der Flecke. — Gegen das Tragen einer leichten leinenen Nachthaube läßt sich Nichts einwenden.

J. A. Wählen Sie zur Stiderei des betreffenden Wolfers einen Wein, wie Abbildung Nr. 13 oder Nr. 14 auf Seite 372 des Bazar 1869.

J. J. in St. G. Fertigen Sie die Wirtschaftsschürze Abbildung Nr. 32 auf Seite 5 d. Z., genau nach Angabe der Beschreibung; falls dieselbe für Sie zu sumal sein sollte, geben Sie dem Stofftheil etwa 10 Centimeter auf jeder Seite an Breite zu.

Freue Abonnetin in B. Sämtliche Garderobegegenstände, welche der Bazar bringt, liefern Ihnen die Magazine von H. Gerson, Paris und Berlin.

H. G. in B. Promenadenanzüge mit Doppelrock und kurzem Paletot brachte der Bazar d. Z. auf Seite 124.

A. F. in G. Ein helles Seidenkleid ist auch zur Promenadentouillette gestattet; garniren Sie dasselbe mit Schrägtriefen, Volants oder Frisuren desselben Stoffes.

C. M. in H. Wenden Sie sich an die Tapissier-Manufactur von B. Sommerfeld, Berlin.

L. F. M. in L. Anzüge für Mädchen des verschiedensten Alters brachte der Bazar d. Z. auf Seite 73 und 92; dieselben sind durch theilweise Fortlassung der Garnitur sehr leicht zu vereinfachen.

J. Z. in P. Wir bedauern Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können, da wir keine Geschäftsvermittlungen übernehmen.

„Angehende alte Jungfer“ in W. „Panier“ ist eine andere Bezeichnung für Tourneur, wie solche der Bazar von 1869 mit Abbildung Nr. 62 und 63 auf Seite 172, der Bazar von 1870 auf Seite 64 gebracht hat; wenn Sie darunter jedoch, wie es den Anschein hat, einen Doppelrock verstehen, so finden Sie solche auf Seite 124 des Bazar d. Z.

Sehnsüchtige Abonnetin in C. Die Anleitung zum Häkeln nebst allen bezüglich den Erklärungen brachte der Bazar von 1867 mit Nr. 27 (Seite 217 bis 224), die Anleitung zum Mahnebnen und Schneidern mit dem Extrablatt zu Nr. 23 d. Z. (Seite 189 bis 192) 1869. Sie können die betreffenden Nummern einzeln durch Ihre Buchhandlung beziehen.

E. G. in St. Für ein Promenadenkleid von grünem Sammet ist schwarze Spitze oder gleichfarbiges Grosgrain die geeignete Garnitur.

M. v. S. in N. Als Coiffüre für ältere Damen eignet sich Abbildung Nr. 39 auf Seite 93 des Bazar d. Z., wenn Sie statt der Rosen andere Blumen arrangiren. Unüberwindliche technische Schwierigkeiten machen es unmöglich, eine so große Anzahl colorirter Tapissieredessins herzustellen, wie die Auflage des Bazar sie erfordern würde.

C. A. in W. Wir rathe Ihnen die Wallstifte neu zu überziehen oder dieselben einer Waschanstalt zu übergeben.

Freue Freundin des Bazar in G. Die weißen Beinkleider, welche die kleinen Knaben tragen, pflegen nicht länger zu sein, als die Mädchen. Sphuranke. Der Betreffende lebt in Bern; Näheres über seine Verhältnisse ist uns nicht bekannt.

Eine glückliche Braut in A.; A. B. in D. Man hat Brautkleider den farbigen vor; wünscht man jedoch ein Brautkleid, so bleibt die Wahl der Farbe dem persönlichen Geschmack anheimgestellt.

B. C. in N. Eine gefädelte Herrenmütze nachstens. Stoffe sind auch in dieser Saison noch modern. Wollen werden sehr lang, mit 4 oder 5 Knöpfen und ohne Futter getragen.

L. F. in F. Lassen Sie die gewünschten Buchstaben im Alphabet Nr. 12 auf Seite 266 des Bazar von 1869 zu zeichnen.

M. in C. Der Holzstift mit Stiderei, Abbildung Nr. 11 auf Seite 39 des Bazar d. Z., ist als sehr hübsch und tüchtig zu empfehlen.

N. B. in D. Den Schnitt eines kurzen Promenadenanzuges (Einschluß des Rockes) brachte der Bazar zu Abbildung Nr. 28 auf Seite 124 d. Z. An tüchtigen und treuen darf man auch im Sommer ein schwarzes Kleid tragen.

H. v. N. in P. Das gemüthliche Alphabet nachstens. Freue Abonnetin in U. Sie finden die Beantwortung der Frage in den Modeberichten des Bazar.

H. G. in S. Ein schwarzer Crêpe-de-Chine Shawl ist und kann sowohl mit Franze als auch mit Spitze garniren; in letzterem Falle wählt man edle oder imitirtillipspige von 10 bis 20 Centimeter Breite. Die garnatur ist empfehlenswerth.

D. in R. Einen modernen Baschit brachte der Bazar mit Abbildung Nr. 68 auf Seite 370.

Abonnetin in einem Städtchen. Schrägen Sie nur die Bahn des Rockes etwas ab. Im Uebrigen ziehen Sie die Abbildung sowie die anderen betreffenden Abbildungen des Bazar zu Rathe, welche der Bazar bringt, anzugeben, wieviel Stoff dazu erforderlich ist, da man dieselben stets nach der Größe und Stärke der betreffenden Person einzurichten und danach den Stoff zu berechnen hat.

P. M. Eine Nachthaube, wie die gewünschte, wird nachstens in Paletots in Sadform ebenfalls modern, als die anschließenden.

A. M. in N. 23. „Sarrasin“ heißt der kurze satige Rod, wie Frauen und Mädchen in Rußland tragen.

D. W. in St. Sobald Sie einer beliebigen Schreibbinde etwas arabicum und Jucker zusetzen und zwar soviel, daß die Schriftflüßig bleiben, haftet eine darauf gestäubte Bronze und Schrift metallisch glänzend erscheinen.

M. H. in P. Ein sehr einfaches Verfahren zum Bronziren von Gegenständen hat Professor Wittger angegeben; man bestreift den Gegenstand mittelst eines zarten Pinsels ganz dünn mit Wasserlösung und säubert unmittelbar danach das Bronzepulver darauf, am besten in einem mit feiner Gaze überbundenen Glase mit Mündung gehalten wird. Den Ueberfluß des Pulvers entfernt durch schwaches Klopfen an dem bronzirten Gegenstand. Das Pulver haftet nach dem Trocknen so fest, daß es selbst eine leichte Reibung verträgt. Dies Verfahren empfiehlt sich besonders zum Ausbessern schadhaft gewordener Bilder- und Spiegelrahmen.

C. F. in K. M. Die kleinste Tollmaschine kostet im Magazine (Berlin, Hausvogteiplatz 12) 10 Thaler, größere bis zu 20 Thaler. Eine Bezugquelle für waschende grüne Wirtbaumwolle aufzusuchen ist nicht gelungen.

Reg. R. Sch. in Sch. bei L. Abbildung und Beschreibung der schon Zimmerfäden finden Sie in dem Werke von D. Buchner „Die wichtigsten Zimmeröfen und Zimmerkamine“ (erschienen bei Veit in Weimar).

M. G. in B. Neue polirte Mahagoni- und Polisanterpugnt man am besten, wenn man dieselben erst abstaubt, dann mit nur wenig angefeuchteten Lederlappen abwischt und sofort mit trockenem Lederlappen nachreibt. — Pastellbilder werden auf Weiße fixirt: Man vermischt Eiweiß mit etwa dem Vierfachen Gewichtes Wasser, überzieht das Bild mit dieser Mischung sehr mäßig mittelst eines Verläubers (Reifräucher), wozu freilich gehört, und legt dann die Rückseite des Bildes heißen Wasser aus, wodurch das Eiweiß auf der Vorderseite gerinnt und die Bild festhält.

A. J. Fettflecke entfernt man aus Tapeten durch Auflegen eines Breies, der durch Vermischen von Thon oder gebrannter Magnesia mit Benzol hergestellt wurde. — Die Frage, ob Dinte trocken grauem Tuch entfernen lasse, ist nicht zu beantworten, wenn nicht weiß, woraus die Dinte bestand, und wie sich die Farbe bei den Fleckmitteln, welche dabei angewendet werden müssen, verhalten.

Abonnetin in Nürnberg wünscht die Adresse, „der in Wien praktizirende Dame aus der Schweiz“ zu erfahren. Wir wissen nicht, erfahren sie aber vielleicht auf diesem Wege.

L. S. Hamburg. Ein beartigtes Wörterbuch ist uns nicht bekannt. Rathesbedürftige in L. Wenn wir nicht irren, so ist ein Compendium, wie Sie es wünschen, in einer Stuttgarter Verlagsbuchhandlung erschienen.

Abonnetin in Wittenberg. Bazar 1869, Seite 232.

W. W. in H. Bazar 1869, Seite 380.

M. Z. Breg. Bazar 1869, Seite 84.

J. B. in Kopenhagen. Philippine ist die weibliche Form von Philister; Name kommt aus dem Griechischen und bedeutet einen Liebhaber von Pferden.

Clara in Obersachsen. Daß Jemandwer gebräuchte Briefmarken Besten von Armen sammle, ist uns ein unbekanntes Factum (ein Factum ist).

Severine G. in W. Bazar 1870, Seite 36.

A. S. Bazar 1870, Seite 120.

C. L. y. Brünn. E. Grüne, Berlin, Französische Straße.

Eugenie A. in P.; Abonnet B.; A. K. J. in K.; Abonnetin C.; L. W. in K.; A. K. Daunen. Wir verweisen Sie auf „Kosmetischen Brief“ des Dr. Cornelius auf Seite 102 d. Z.

A. U. Verehrer des Bazar. Chaud'au: 1/2 Maß Wein, 1/2 Pfund an einer Citrone abgerieben, das Gelbe von 18 Eiern, mit dem geschlagen. Hat es über dem Feuer gekocht, so wird das Weiß 2 Eiern zu Schaum geschlagen und in die Crème gethan. Jm rühren, bis es erkalte.

Edelweiß Marfa in Wien. Waschen Sie die Hände mit Wasser, die Sie dort bei Sarg in sehr guter Qualität erhalten. — Sommerprossen gibt's kein Radicallmittel. — Zum Dunstlöcher heiler Augen brauen bebieht man sich einer Mandel, die man zündet und so lange brennen läßt, bis das angebrannte Ende geschwärzt erscheint.

F. A. in Weiskensels. Harzfarben zum Fixiren von Zeichnungsstoffen erhalten Sie in Berlin bei F. C. F. Schwarze, Leipzig.

J. v. L. in G. Durch Säure herabgebrachte Flecke in fern etc. lassen sich nur mechanisch durch Waschen mit Tripel, gelbpapier, Eisenroth etc. entfernen.

A. J. in P. Leichtes wollene Stoffe, die man selbst färben will, zunächst völlig rein gewaschen sein, ferner, ehe sie in das Färbekübel, in warmem Wasser eingeweicht und gut ausgedrückt und im Färbekübel fortwährend bewegt werden. Ein Rezept zum Färbraunfärbens von Wolle lautet: Für 1 Pfund Stoff nimmt 2 Loth Blauholz-Extract und 2 Loth Gelbholz-Extract, löst sie in warmem Wasser auf, rührt 8 Loth Sandel und 4 Loth Schmalz) darunter, bringt die Mischung in ein Gefäß mit Wasser und 1/2 Stunde lang kochen, worauf man die Stoffe in dieses Wasser legt und sie nun ebenfalls 1/2 Stunde darin kocht. Hierauf werden Stoffe herausgenommen, in dem Färbekübel 2 Loth Eisenvitriol und die Stoffe wieder 1/2 Stunde lang hineingebracht. Dann man sie nochmals heraus, löst in dem Färbekübel wieder 1/2 Loth vitriol und 1/2 Loth Kupfervitriol auf, bringt die Stoffe von neuem die immer kochend erhaltene Farbe und läßt sie so lange darin, sie dunkel genug erscheinen. Schließlich spült man die Stoffe gut und plättet sie feucht.

A. in N. Fettflecke lassen sich aus Tapeten durch Auflegen eines Breies, bestehend aus Thon oder gebrannter Magnesia und zin, entfernen, Flecke von spiritus, zuderigen Stoffen in Tapeten aber sind ohne Beschädigung der letzteren nicht zu fernern. — Grüne (Zucker) Erben macht man am vortheilhaftesten wie folgt ein: man rührt die grünen Erben mit Zuckerpulver einander und läßt, nachdem sie einige Zeit gestanden, über Kohlenfeuer unter beständigem Durchmischen abkühlen, bis sie gehörig trocken ist, doch nicht so lange, daß sie unzulänglich würden; danach trocknet man der Luft und bewahrt sie in einer Flasche an einem trocknen, dämpfigen Ort auf. Am Abend, bevor man sie essen will, legt man Erben zum Aufquellen in frisches Wasser.

Leopoldine. Ihre Fragen, betreffend die Anlage eines Hausgartens, Wintergartens etc., sind so umfassend, daß uns der Raum zur Beantwortung fehlt; wir verweisen Sie deshalb auf die vortheilhaftesten Gartenschriften von H. Jäger, Hofgärtner in Eisenach (erschienen bei D. Spamer in Leipzig), die auch für Dilettanten in Form von halt anmuthige und zuverlässige Rathgeber sind. Unter anderem ist hierher das Buch: „Der immerblühende Garten.“